



Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des deutschen Reiches entgegen.

Ausgegeben am 8. Juni.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1853 bis dahin 1854.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen & 1. — pro Quartal; bei sämtlichen Postämtern & 1.20 pro Quartal. Preis der einzelnen Nummer 10. Pfg.

Schachmatt.

Noman von Ewald August König.

Erster Theil.

Nachdruck des Hohen Uebersetzungsbüchleins verboten.

Erstes Capitel.

Schachmatt.

„Vermals Schach — und Schachmatt!“

Ein fröhliches Lachen begleitete die letzten Worte des schönen Mädchens, indem der besiegte Gegner sinnend auf die Figuren des Schachbretts blickte. Er war noch jung, das dreißigste Lebensjahr hatte er noch nicht vollendet; schön konnte man ihn nicht nennen, eine geringe, aber immerhin sichtbare Erhöhung der linken Schulter verunstaltete den hageren, edigen Körper. Schön waren nur die Augen, in denen ein tiefes, reiches Gemüth sich spiegelte, und die dem blaffen Antlitz geistiges Leben verliehen.

„Sie haben die Partie gewonnen, Fräulein Helene,“ sagte er in scherzendem Tone, „die letzten Züge waren bewundernswürdig, ich kann nur annehmen, daß Sie in einer guten Schule gelernt haben.“

Helene streich mit der kleinen schmalen Hand die blonden Wäbchen aus der Stirn, ein schelmisches Lächeln umspielte die rosigen Lippen.

„In der Schule meines Vaters,“ erwiderte sie, „es ist ein leidenschaftlicher Schachspieler.“

„In der That, daran dachte ich nicht.“

„Sie haben mit meinem Vater schon gespielt?“

„Mit dem Herrn Oberst von Kriesefeld? Selten, — ich konnte nicht oft in das Caïo, das der Herr Oberst zu besuchen pflegt.“

„Das ist Ihre eigene Schuld, Herr Wildenbruch,“ sagte eine sonore Stimme hinter ihm, „Sie können über Ihre Zeit ja verfügen wie es Ihnen beliebt.“

Helene von Kriesefeld, die mit den Schachfiguren spielte, schaute auf, ihr Blick fiel auf einen großen schlanken Herrn, der nur einige Jahre mehr, als Theo Wildenbruch, zählte. Ein schwarzer, langer Vollbart umschattete das schmale, feine Antlitz; hinter den Gläsern des goldnen Vorgons blühten Spott und Uebermuth aus den dunklen, feurigen Augen.

„So lange Sie dem Herrn Commerzienrath Wildenbruch als Geschäftsführer zur Seite stehen, mag es wohl so bleiben, Herr Wildenbruch,“ erwiderte sie heiter. „Aber wir vergessen, daß wir Gäste



Joseph Haydn. (Zert. Seite 582.)

Ihrer Frau Mama sind und uns der Gesellschaft widmen müssen.“

Ihr Blick schweifte durch die geöffnete Sammelportière in den angrenzenden Salon, in dem eine kleine, nur aus vier Personen bestehende Gesellschaft ebenfalls am Spielisch lag.

Die Generalin Wendstern, trotz ihres grauen Haares noch immer eine stattliche Erscheinung, spielte mit dem Oberst von Miesefeld, einer hohen, hageren Gestalt, und einem jungen Offizier, ihrem zweiten Sohne, während die Mutter Helenes, eine kleine, ziemlich beleidete Frau, dem Spiele zusah.

Die beiden jungen Herren hatten ebenfalls einen raschen, prüfenden Blick in den Salon geworfen. Walter Wendstern, der Geschäftsführer, zuckte ironisch mit den Achseln.

Wir werden schwerlich vernünftigt werden,“ sagte er. „Ihr Herr Vater, Mama und Kurt sitzen beim Whist; wenn Sie es wünschen, gnädiges Fräulein, dürfen Sie getrost eine neue Partie beginnen. Sie werden nicht gestört werden. Sie gestatten mir wohl, daß ich Ihrer Frau Mama so lange Gesellschaft leiste?“

Helene nickte lächelnd und stellte die Figuren wieder auf. Der Blick Theos ruhte voll heißer Liebe auf dem schönen Mädchen, seine Hand zitterte, als er sie leicht auf den Arm Helenes legte.

„Wagt Ihnen so viel daran, daß Sie eine zweite Partie gewinnen?“ fragte er leise.

Sie schaute zu ihm auf, wie es schien, hatte seine Frage sie beirret.

„Nicht doch,“ erwiderte sie, „ich wünsche, daß die Ehre des Gewinns diesmal auf Ihrer Seite liegen möge.“

„Und ich verzichte gerne darauf, wenn Sie mir erlauben, mit Ihnen zu plaudern.“

Sie lehnte sich in ihren Fauteuil zurück und hielt die großen, tiefblauen Augen voll ruhiger Erwartung auf ihn gerichtet.

„Man behauptet, Sie seien ein Gelehrter, Herr Wildenbruch,“ sagte sie, „ist dies der Fall — und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln — dann werden Sie schwerlich Gefallen daran finden, mit mir —“

„Glauben Sie das nicht,“ unterbrach er sie rasch, und ein wehmüthiger Zug umzude seine schmalen Lippen. „Wer hat Ihnen gesagt, daß ich ein Gelehrter sei? Nun ja, ich habe die Universität einige Jahre besucht und dort Vorlesungen über unsere Literatur gehört, es ist auch wahr, daß ich an den Selbstgeschäften meines Vaters keinen Geschmack finde, und daß ich nur für meine Bücher, meine Blumen und meine Vögel lebe, aber ein Gelehrter, der für nichts Anderes Sinn hat, als für seine Wissenschaft, bin ich keineswegs.“

„Sie müssen eine sehr schöne und werthvolle Bibliothek haben,“ sagte sie, mit ihrem goldenen Armband spielend, „man spricht mit Bewunderung davon.“

„Ihr Besitz hat mir den Namen eines Büchertürms eingetragen,“ fuhr er scherzend fort. „Mancher findet es unbehaglich, daß ich, der einzige Sohn eines reichen Bankiers, allen anderen Vergnügungen entsage, um nur diesem Siedensperde mich zu widmen.“

„Vielleicht haben diese Leute nicht so ganz Unrecht,“ erwiderte sie, und aus ihren schönen Augen streifte ihr verstoßenes ein forschender Blick. „Sie sind doch berufen, dereinst das Geschäft Ihres Herrn Vaters zu übernehmen. Die Firma Franz Wildenbruch ist alt und berühmte, es wird dem Herrn Commerzienrath sicherlich sehr schmerzlich sein, mit dem Bekannten scheiden zu müssen, daß mit seinem Leben auch sein alter Name erlöschen wird.“

Wieder umzude das schmerzliche wehmüthige Lächeln die Lippen Theos, er fuhr mit der weißen, aristokratischen Hand langsam über den blonden Vollbart.

„Unangenehm ist es ihm allerdings, daß ich mich keinen Geschäften fern halte,“ sagte er mit einem leichten Achsel-

zucken, „aber abgesehen davon, daß ich diesem Geldschacher keinen Geschmack abgewinnen kann, habe ich auch meine besonderen Gründe, mich nicht daran zu betheiligen. Mag man d'rum mich einen Sonderling nennen, ich kümmerge mich nicht um das Gerüde und bin entschlossen, meinen eignen Weg zu gehen.“

„Und wissen Sie, was ich vermute?“ fragte sie leise, nachdem sie einen raschen Blick in den eleganten Salon geworfen hatte. „Daß Herr Wendstern ebenfalls seinen eignen Weg gehen und vielleicht schon bald an der Spitze Ihres Hauses stehen wird.“

„Und weshalb auch nicht?“ antwortete er ruhig. „Herr Walter Wendstern soll ein tüchtiger Geschäftsmanne sein, er hat sich meinem Vater unentbehrlich zu machen gewußt, und Jeder strebt auf dem Felde, auf dem er sich heimisch fühlt, vorwärts.“

„Fürchten Sie nicht, daß Ihnen dadurch Schaden geschehen könnte?“

„Nein, ich halte Herrn Wendstern für einen Ehrenmann.“

„Verzeihen Sie, ich habe nicht das Geagentheil behauptet, auch ich zweifle nicht an der Pflichttreue und Ehrlichkeit dieses Herrn. Sie haben meine Frage falsch aufgefaßt, reden wir nicht mehr davon. Man spricht mit Bewunderung nicht von Ihrer Bibliothek allein, sondern auch von Ihrem Wintergarten und Ihren Vögeln; Sie sind beneidenswerth.“

„Ich würde es vielleicht sein, wenn ich die Freude an diesen Sammlungen mit einem andern Menschenherzen theilen könnte,“ sagte er leise, und ein warmer, fast brennender Strahl traf sie aus seinen schönen, seelenvollen Augen. „Ich stehe allein, Fräulein Helene, mein Vater kümmert sich wenig um mich, wir gehen gleichgültig an einander vorbei, ein Wort der Liebe aus meinem Munde würde ihm kindisch und lächerlich erscheinen.“

„Und Fremde besitzen Sie nicht?“

„Nein, die trübten Erfahrungen, die ich gemacht habe, verleben mir jeden Verkehr mit den Menschen. Vielleicht, daß dies später sich anders und besser gestalten wird,“ fuhr er in lebhafterem Tone fort, indem er seinen Sessel unbehörlicher näher rollte, „ich lasse mich gerne belehren, wenn meine Zweifel an den edlen Gefühlen der Menschheit mir das Leben verbittern, aber diese Belehrung dürfte nur von einem Herzen ausgehen, das mich wahrhaft und treu liebt.“

„Sie schlug die Augen zu ihm auf, herrliches Bedauern spiegelte sich in ihrem Blick.“

„Ich glaube, wenn Sie ein solches Herz suchen wollten, so würden Sie es auch finden,“ sagte sie.

„Und wenn ich es gefunden hätte, Helene, wenn ich Ihnen sagte, daß Ihre Liebe mich unlagbar glücklich machen könnte, was würden Sie mir antworten?“ fragte er mit bebender Stimme, indem er seine Hand wieder auf ihren Arm legte. „Wie heiß und innig ich Sie liebe, vermag ich in Worten nicht auszudrücken; wenn ich den Versuch machen wollte, diese glühende Liebe Ihnen zu schildern, so würden Sie mich vielleicht verspotten.“

„O, glauben Sie nur das nicht,“ unterbrach Sie ihn, ohne den Blick zu erheben.

„So darf ich hoffen?“ fuhr er mit der Faust eines Fieberkranken fort. „Was ich bin, und was ich habe, lege ich zu Ihren Füßen, kein Opfer wird mir zu groß sein, wenn es dazu beitragen kann, Sie glücklich zu machen.“

Sie hielt den Blick noch immer gesenkt, ihre kleinen Hände spielten mit den Schachfiguren.

„Wenn ich jemals ein tiefschmerzliches Bedauern gefühlt habe, so geschieht es jetzt, und zwar darüber, daß Sie diese Frage an mich richten,“ sagte sie leise, und auch ihre Stimme durchklang ein Zittern, das die innere Erregung betundete. „Ich kann sie nicht mit einem freudigen Ja beantworten, und es betrübt mich tief für Sie, daß ich sie verneinen muß.“

Sie hatte jetzt die Augen erhoben, in denen Thränen schimmerten, schmerzliche Behemuth und ein unerschütterlicher Ernst sprachen aus ihrem Blick.

„Und das sagen Sie mir im vollen Ernst?“ fragte er mit gepreßter Stimme.

„Glauben Sie, daß ich in solchen Dingen leichtfertig scherzen könnte?“

„Nein, aber ich glaube an die Möglichkeit, daß die Gründe beseitigt werden können, die Sie zu dieser ablehnenden Antwort bewegen.“

„Ich kann Ihnen diese Gründe nicht nennen,“ erwiderte sie in einem entschlossenen Tone, der jedem Widerspruch vorbeugen zu sollen schien.

„So glaube ich Sie zu errathen,“ sagte er voll Bitterkeit, und seine Brauen zogen sich unwillig zusammen; „meine äufere Erscheinung —“

„Halten Sie ein, Sie stehen im Begriff, mir einen Vorwurf zu machen, der mich tief beleidigen würde. Ich beehrt die den Werth eines Menschen nicht nach seiner äufere Erscheinung, dieser Versicherung dürfen Sie vollen Glauben schenken.“

„So steht ein anderer Mann Ihrem Herzen näher?“ Sie wandte das Antlitz ab, um seinem fieberglühendem Blick auszuweichen, aus dem noch immer ein schwacher Hoffnungsflimmer strahlte.

„Ich bitte Sie, fragen Sie mich nicht weiter,“ antwortete sie mit einer raschen ablehnenden Handbewegung, „ich habe Ihnen gesagt, daß die Gründe meiner Ablehnung nicht Ihrer Person gelten, begnügen Sie sich damit. Ihre weiteren Fragen kann ich nicht beantworten.“

„So gefallten Sie mir nur noch eine Frage,“ bat er, und das Jucken seiner Lippen verrieth den Sturm, der in seinem Innern tobte, „darf ich noch einmal, vielleicht nach Wochen oder Monaten Sie an diese Stunde erinnern, noch einmal um eine letzte, endgültige Entscheidung bitten?“

Helene preßte die Hand auf das fieberhaft pochende Herz und wiegte verneinend das blonde Haupt.

„Schachmatt!“ flüsterete er mit einem schweren Athenzuge. „Schachmatt im vollsten Sinne des Worts!“

Die Gesellschaft im Salon hatte ihr Spiel beendet, der Oberst erhob sich.

„Meine Eltern brechen auf,“ sagte Helene leise, „darf ich die Hoffnung mitnehmen, daß Sie mir nicht zürnen?“

Theo Wildenbruch fuhr hastig mit der Hand über seine Augen, er stand von seinem Sessel auf und bot ihr den Arm.

„Wie könnte ich Ihnen zürnen?“ erwiderte er, „meine Liebe wird Ihnen bleiben, so lange ich lebe.“

Als sie in den Salon traten, hatten der Oberst und dessen Gattin schon Abschied genommen, der Wagen, der sie heimbringen sollte, wartete vor der Hausthüre.

Dem Oberst, der ziemlich weit vom Hause der Generalin wohnte, wurde das Gehen beschwerlich, er hatte im letzten Feldzuge einen Schuß in die Hüfte erhalten und in Folge dessen seinen Abschied nehmen müssen.

So konnte denn von einer Begleitung Helenes seitens des jungen Herrn keine Rede sein, Theo nahm mit einer tiefen Verbeugung von ihr Abschied, er schien es nicht zu merken, daß sie ihm mit einem sehenden Blick die Hand reichen wollte.

Ein schwerer Seufzer entrang sich den Lippen Helenes, als sie im Wagen den Eltern gegenüber saß.

Das Geräusch der Räder auf dem Straßenpflaster machte eine Unterhaltung unmöglich, nur der Oberst konnte sich nicht enthalten, seinem Groll über den Verlust im Spiel in derben Worten Luft zu machen.

Auch der Kutscher mußte unter diesem Groll leiden, als er den Lohn für die Fahrt empfing, das übliche Trinkgeld wurde ihm entzogen, und als er sich darüber zu beklagen wagte, drohte ihm der alte Haudegen sogar mit einer Klage bei der Polizeibehörde.

Noch immer brummend und scheltend posterte er die Treppe hinauf, die zu seiner Wohnung führte, und kaum hatte er in der Wohnstube Hut und Stock niedergelegt, als er hinter das Sopha griff und eine halbgefüllte Weinsflasche hervorholte.

„Hol der Teufel diese Söccre!“ knurrte er, während er ein Glas füllte, das er auf einen Zug austrank, „und hol der Teufel ganz besonders den bünnen Söccerling der Frau Generalin, der noch dazu in Fingerhüten credenzt wird!“

„Der kleine Verlust macht Dich ungerecht, Hermann, erwiderte seine Frau, die unterdessen Hut und Shawl abgelegt hatte und nun in dem höchst einfach eingerichteten Zimmer präsident sich umschaute; „die Generalin lebt auch nur von ihrer Pension, sie besitzt nicht die Mittel, ihre Gäste fürstlich zu bewirthsen.“

„Dann soll sie auch keine Gäste laden! Was hat mir nur der Scherz wieder gekostet?“

„Du konntest ja für Deine Person die Einladung ablehnen, ich wäre mit Helene allein hingegangen.“

„Und was hattet Ihr Weiden dort zu suchen?“ fuhr er in seiner derben Weise fort, während er mit nervöser Hast den langen silbergrauen Schürzwärk durch seine mageren Hände gleiten ließ. „Wachst Du Dir vielleicht Hoffnungen auf die Söhne der Generalin? Kurt ist kaum Premierlieutenant geworden, er kann graue Haare haben, wenn er das Hauptmannspatent erhält. Daß ich die Caution für ihn nicht stellen kann, wenn er heirathen will —“

„Aber ich bitte Dich, Hermann.“

„Ach was, man muß das Kind beim rechten Namen nennen; wenn Moses und die Propheten fehlen, hilft alles Schönfärben nichts. Ach hab' auch nichts weiter, als meine Pension, und es kommen in jedem Monat Tage genug, in denen hier Schmalhanss Küchenmeister ist, weil wir keine Schulden machen wollen.“

Der Blick der Christin streifte voll unverkennbarer Besorgniß das blonde Haupt Helenes, die am Fenster stand und sinnend in die Nacht hinausschaute.

„Es muß ja kein Offizier sein!“ sagte sie begütigend.

„Und auch kein sogenannter Geschäftsführer!“ posterte er, während er auf dem dünnen verblühenen Teppich trotz seiner lahmen Hüfte ruhelos auf und ab wanderte. „Nimm es mir nicht übel, der Walter gefüllt mir erst recht nicht, scheint mir ein schlauer Intrigant zu sein, ein Mensch, der mit allen Hunden geht und nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist.“

„Commerzienrath Wildenbruch hält große Stücke auf ihn.“

„Ah, daß, der Commerzienrath ist auch nicht besser,“ spottete der Oberst, der am Tische sieben geliebten war, um sein Glas noch einmal zu füllen, „soll an der Börse speculiren —“

„Und sehr, sehr viel Geld verdienen!“

„Na meinethwegen, ich gönne es ihm, aber redlichen Erwerb faun ich's nicht nennen. Und sein Herr Geschäftsführer stecht ihn eines Tages doch noch in den Sack, gieb Acht, ob ich nicht Recht behalte, ich kenne diese Sorte! Was hattetst Du denn heute Abend mit dem jungen Wildenbruch, Helene? Er nahm so kühl und förmlich Abschied, und Ihr saht Beide so verfürst aus, daß ich sofort erkannte, es müßte was Besonderes vorgefallen sein.“

Helene that sich umgedandt, ihr Antlitz war bleich, Thränen schimmerten in ihren Augen, ein unmaßbar bitterer Zug umzuckte die jetzt auseinander gepreßten Lippen.

„Das ist es auch, Papa,“ erwiderte sie, „Herr Theo Wildenbruch hat um meine Hand geworben —“

„Und Du?“ fragte die Mutter rasch.

„Ich gab ihm eine ablehnende Antwort!“

„Welcher Unverstand!“ flugte die Christin. „Der junge Herr ist kein schöner Mann, aber er ist reich, und er wird

einst das ganze Vermögen seines Vaters erben! Was thue ich mit der Schönheit eines Mannes? Du hättest den Himmel aus Erden haben können! Wenn Theo Wilbenbruch auch ein Sonderling ist, er hat ein gutes Herz, er würde alle Deine Wünsche erfüllen. Und einem solchen Manne giebst Du einen Korb? Das begreife, wer kann, ich verstehe es nicht!"

"Soll ich mit dem Vorwurf machen lassen, ich hätte mich an dieser Mann seines Geldes wegen verkauft?" fragte Helene mit scharfer Betonung. „Neid und Bosheit würden mir diesen Vorwurf nicht erpart haben, ich habe schon manche darauf hingeleide Anspielung von meinen Freundsinnen hören müssen.“

Der Oberst stand in Gedanken versunken, er nickte, als ob er sagen wollte, er finde das natürlich.

„Vor dem Neid kann Niemand sich schützen,“ sagte die Obristin in feierhafter Erregung, „man muß die bösen Jünger reden lassen, sie Schweigen auch wider. Gütiger Himmel, der einzige Sohn eines Millionärs!“ Jedes andre Mädchen würde mit beiden Händen zugegriffen haben, und Du lässest Dich durch kleinliche Bedenken zu einer ablehnenden Antwort bewegen? Ich hoffe, daß das letzte Wort in dieser Angelegenheit noch nicht gesprochen ist, Herr Wilbenbruch wird Dir eine Bedenkzeit gestellt haben —“

„Nein, Mama,“ unterbrach Helene sie ernst, „das letzte Wort ist gesprochen, und ich nehme es nicht zurück.“

Die Mutter wollte eine heftige Erwiderung geben, aber der Oberst ließ sie nicht dazu kommen.

„In Deinen Herzens-Angelegenheiten magst Du Deinen eignen Weg gehen, wir werden Dich nicht zwingen, auf unsre Wünsche Rücksicht zu nehmen,“ sagte er. „Theo Wilbenbruch ist ein häßlicher aber reicher Mann, Du bist schön, und unsre Armut ist stadtbekannt, da würde es allerdings heißen, wir hätten Dich verkauft, um uns Allen ein angenehmes Leben zu verschaffen. Das hören oder auch nur in den Blicken meiner Bekannten lesen zu müssen, wäre mir furchtbar, mein Stolz und meine Ehre würden sich dagegen aufhäufen, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, kann ich Deine Entscheidung nur billigen.“

„Ich wüßte, daß Du so reden würdest,“ erwiderte Helene mit gerechter Stimme, ohne den Blick zu erheben, „auch ich bin stolz, und jener Vorwurf würde mir das ganze Leben verbittern. Und wenn mein Gatte selbst mir einmal den Vorwurf machte, daß ich ihm Dank schulde, weil er mich aus meiner Armut errettet habe, so wäre das Leben an seiner Seite nur noch eine Hölle für mich.“

„Wenn er Dich nicht liebte, würde er nicht um Deine Hand gebornen haben,“ sagte die Obristin, die sich noch immer nicht beruhigen konnte, „und vor seinem Vorwurf würde keine Liebe Dich schützen.“

„Daneben denke ich anders, Mama, Mißverständnisse und Meinungsverschiedenheiten kommen auch in der glücklichsten Ehe vor, und im Unmuth ist ein unbedachtes Wort rasch gesprochen.“

„Aber ich bitte Dich, bringst Du ihm denn kein Opfer? Du bist von Adel —“

„Und er hat das Gold, es ist der Preis für den Adel!“

Der Oberst hatte eine Kerze angezündet, er küßte seine Tochter auf die Stirne, kein Zug in seinem scharf markirten, wettergebräunten Antlitz verrieth seine Gedanken.

„Geh' mit Gott zur Ruh,“ sagte er in bewegtem Tone, „ich kann Dich nicht tadeln, aber solltest Du nach ruhigem Nachdenken andern Sinnes werden, so läßt sich wohl noch ein Weg finden, auf dem diese Angelegenheit nach Deinem Wunsche geordnet werden kann. Gute Nacht!“

Ob auch die Obristin ihrer Tochter zürnen mochte, sie liebte doch ihr Kind zu sehr, als daß sie an ihm ihren Zorn hätte auslassen können.

Sie schloß das Mädchen schweigend in ihre Arme und hielt es lange umschlungen, und am Mutterherzen fand Helene die ersten Thränen, die ihren Seelen Schmerz linderten.

„Du mußt es ja wissen,“ sagte sie in bedauerndem Tone, „ich sähe Dich so gerne glücklich, und Du wärest es an der Seite dieses edlen, herzseuguten Mannes sicherlich geworden.“

„Ich konnte nicht anders, Mama,“ seufzte Helene, die nassen Augen trocknend, „es war, als ob eine innere Stimme mir zuriefe, ich müßte so handeln.“

„Du armes Kind!“

„Ja, ich bin sehr, sehr unglücklich.“

„So liebst Du ihn dennoch?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Helene nach einer langen Pause, „ich würde mir darüber wohl klar werden, wenn ich selbst reich wäre, aber nun mag ich nicht darüber nachdenken. Laß uns zu Bette gehen, Mama, ich werde wohl keine Ruhe finden, aber ich möchte allein sein mit meinen Gedanken.“

„Und auch ich sage mit dem Vater: wenn ruhiges Nachdenken Dir zeigt, daß Du eine Thorheit begangen hast, so wende Dich vertrauensvoll an uns, vielleicht kann noch Alles gut werden.“

Helene schüttelte schweigend das Haupt und mit einem schweren Seufzer verließ auch bald darauf die Mutter das Wohnzimmer, um sich in's Schlafgemach zu verfügen.

Zweites Capitel.

Auf der Sandreicherbahn.

Theo Wilbenbruch hatte das Haus der Generalin mit schwerem Herzen verlassen.

Seine Hoffnungen, die das Fundament so manchen stolzen Lustschlosses bildeten, waren vernichtet, er kannte den ersten, festen Charakter Helenes zu gut, als daß er jetzt noch hoffen durfte, sie werde ihm erlauben, die entscheidende Frage noch einmal an sie zu richten.

Und doch liebte er sie so innig! Und doch hatte er mit Zuversicht geglaubt, daß sie seine Liebe erwiderte! Er glaubte es in ihren Blicken gesehen zu haben, er erinnerte sich noch jetzt einiger Worte, die es ihm verrathen hatten. Sollte er in der That sich so sehr getäuscht haben?

Daß sie seines Reichthums wegen ihm den Korb gegeben hatte, würde er nimmermehr geglaubt haben, Reichthum war doch jedem jungen Mädchen erwünscht, und er kannte die Armut des Obersten, die Helene sicherlich zwang, auf die Erfüllung manches Wunsches verzichteten zu müssen.

Nein, der Grund ihrer Ablehnung konnte nur in seiner mißgeformten äußeren Erscheinung liegen, mochte sie das auch bestreiten, er wußte es besser.

Bei dem Gedanken daran hätte er laut ausschreien mögen, er nahm den Hut ab und fuhr mit der Hand über seine heiße, naßte Stirne.

War er denn vom Geschick verurtheilt, in seinem ganzen Leben einsam zu bleiben?

Die Mutter hatte er früh verloren; er erinnerte sich ihrer noch sehr genau, ihr Bild stand auch jetzt wieder vor seiner Seele.

Nicht das Bild, das im Prunkgemach seines Vaters hing, nicht das Bild der schönen, stolzen Ballkönigin in eleganter Toilette — nein, das Bild der stillen, sanftern Frau, die im einsamen Hausleide an seinem Krankenlager saß und mit der aufopfernden Treue einer Mutter ihn pflegte.

Er war lange, lange krank gewesen und die Verküppelung seines Körpers eine Folge dieser Krankheit, er erinnerte sich, daß seine Mutter schmerzlich darüber gemeint, und daß der Vater in spöttischem Tone gesagt hatte, Gold sei besser als eine schöne Gestalt.

Dann war die Mutter plötzlich gestorben, und der Vater hatte sich wenig um ihn gekümmert. Wie hatte er ein liebevolles Wort aus dem Munde des Vaters vernommen, dessen ganzes Sinnen und Trachten nur der Vermehrung seines Reichthums galt.

So, auf sich allein angewiesen, und noch dazu durch manche spöttische Bemerkung seiner Mitschüler getränkt, lernte er bald seine Umgebung scharf beobachten.

Eine andre Welt erschloß sich ihm, als er die Werke der alten Klassiker kennen lernte, in dieser Welt lebte er fortan, und treffliche Lehrer, die an seiner Wißbegierde Gefallen fanden, führten ihn weiter und tiefer, als jeden anderen Schüler, in jene Welt hinein.

Mit einem glänzenden Abgangszeugniß verließ er das Gymnasium, aber der Wunsch, sich ganz dem Studium hingeben zu dürfen, blieb ihm verjaagt.

Der Vater verlorthe ihn, als er diesen Wunsch äußerte; was galt ihm, dem selbststolzen Manne, der Ruhm eines Gelehrten!

Die Firma „Franz Wildenbruch“ glänzte an der Börse als Stern erster Größe, was war dagegen der Name und Titel eines Professors!

Wenn der Professor sich nicht fügte und schmiegte, wie der Staat es verlangte, so wurde er seines Amtes entsetzt, der reiche Bankier aber konnte befehlen, vor ihm zogen sogar die mächtigsten Minister den Hut.

Der Unstern Theos wollte, daß sein Vater gerade in diesen Tagen den Titel eines Commerzienrathes erhielt, das machte den prahlstüchtigen Mann noch eifriger, es gab ihm neuen Anlaß, auf die Macht seines Geldes zu pochen.

Die Bitten des Knaben fanden keine Berücksichtigung, er mußte im Comptoir des Vaters seinen Sitz nehmen. Walter Wendstern, der damals schon das volle Vertrauen des Commerzienrathes besaß, sollte ihn unter seine specielle Leitung nehmen und ihm „die gelehrten Mäuden“ austreiben.

Nun, Theo konnte nicht behaupten, daß Walter Wendstern ein strenger Mentor gewesen war, im Gegentheil, er hatte unter der Leitung dieses persönlich sehr lebenswürdigen Mannes manchen tiefen Blick in die Geschäfte seines Vaters geworfen, der ihn mit Absicht gegen diese Jagd nach dem Golde erfüllte.

Mit seiner raschen Auffassungsgabe hatte er binnen kurzer Zeit gelernt, was er lernen sollte, er war in allen Zweigen des Geschäftes bewandert, aber nichts konnte ihn bewegen, den Wünschen seines Vaters nachzugeben, der Schacher mit dem Gelde war ihm ein Gräuel.

So mußte denn endlich der Commerzienrath nachgeben, zumal auch Walter Wendstern dazu rieth, aber zum Studium wollte er auch jetzt noch nicht die nöthigen Mittel bewilligen.

Erst nach langem Sträuben erlaubte er seinem Sohne, die Universität ein Jahr lang zu besuchen; als dieses Jahr verstrichen war, mußte Theo heimkehren.

Und nun hatte es Theo wiederum seinen Freunde Wendstern zu verdanken, daß der Vater ihm eine ganze Etage seines Hauses einräumte, und ihn dort nach Belieben schalten und walten ließ.

In den ersten Jahren hatte Theo seine Zeit damit ausgefüllt, eine große Bibliothek zu sammeln und seine Blumen und Vögel zu pflegen, aber er fühlte sich doch bald vereinsamt in der selbstgehoffenen Welt, er sehnte sich nach der Liebe eines Menschenherzens, das mit seinem Denken und Fühlen übereinstimmte.

Und nun er dieses Herz gefunden zu haben wähnte, wurde er zurückgestoßen, weil er ein Krüppel war!

Das war eine Erfahrung, die ihm das ganze Leben verbittern konnte!

Wie schön, mit welch' rosigem Farben hatte er die Zukunft sich ausgemalt! Welche Pläne hatte er geschmiedet, um seine junge Gattin und mit ihr sich selbst zu beglücken!

Und nun hatte ein einziges Wort dies Alles vernichtet!

Diesen trüben Gedanken nachhängend, war er langsam durch die stillen menschenleeren Straßen gewandert, die laue Frühlingsluft umwehte kühlend seine heiße Stirne, dann und wann hatte ein tiefer Athemzug seiner gepreßten Brust Luft gemacht, ohne die Last zu erleichtern, die seine Seele bedrückte.

Laute Stimmen weckten ihn aus seinem Brüten, er blickte auf, vor ihm standen zwei Gestalten, ein Nachtwächter und ein großer, schlanker Mann in Frack und Cylinderhut.

„Ein Ballgast, der wohl des Guten zu viel gethan hat!“ dachte Theo, aber als er näher kam, erkannte er, daß Frack und Hut außerordentlich schäbig waren, und daß der Mann eher einem Landstreicher, als einem Ballgast glich.

„Und ich wiederhole Ihnen, wenn Sie kein Obdach besitzen, müssen Sie mit mir gehen,“ sagte der Nachtwächter befehlend. „Weigern Sie sich nicht länger, sonst mache ich kurzen Proceß.“

Und ich erkläre Ihnen noch einmal, daß ich erst vor

einigen Stunden hier eingetroffen bin und daß der Bankier Wildenbruch mein Onkel ist,“ erwiderte der Andre umwischend. „Lassen Sie mich ungehoren, edler Hüter der Belege, ich habe kein Verbrechen begangen und fürre auch keines Menschen Nachtrabe, ich gehe nur spazieren, und das kann mir Niemand verwehren!“

„Das werde ich Ihnen zeigen,“ knurrte der Wächter. „Sie sehen aus wie ein Vagabund, und am Ende kann Jeder behaupten, der Commerzienrath Wildenbruch sei sein Onkel. Wir kennen diese faulen Ausreden und lassen uns durch sie nicht verblüffen.“

Er wollte die Hand nach dem Landstreicher ausstrecken, der drohend den Stock erhob, aber schon stand Theo zwischen den Weiden.

„Ist es möglich, Hugo? Bist Du es wirklich?“ fragte er. „Mit Haut und Haar,“ spottete der Andre. „Sei doch so gut und jage diesem Cerberus, daß ich Dein Bettler und ein ehrlicher Mensch bin.“



Via mala. (Text siehe Seite 591.)

„Sie kennen mich?“ wandte Theo sich zu dem Wächter, „Ich bin der Sohn des Commerzienraths Wildenbruch, und dieser Mann ist mit uns verwannt.“
 „Aber er hat kein Obdach und kann sich nicht legitimiren,“ knurrte der Wächter, „ich habe gemeinen Befehl, alle verdächtigen Personen zu verhaften.“

„So bürge ich für Diesen,“ erwiderte Theo, „ich nehme ihn mit in meine Wohnung, das muß Ihnen genügen.“
 Der Wächter erhob keinen Einspruch, die Beiden schritten schweigend von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Haydn.

(Mit Portrait.)



Orgel und Vielhoben sind oft mit Schiller und Goethe auf eine Linie der Größe gestellt worden. Jeder von diesen ist in seiner Art unerreicht geblieben. Es darf darüber aber nicht vergessen werden, daß sie alle ihren Ruhm auf dem Boden erbauteu konnten, wo ihnen bedeutende Vorgänger bereitet hatten. Haydn, Schiller und Schiller stehen in dieser Reihe, Wieland, Lessing, und auf Joseph Haydns Schritten erhebt sich Mozart und Beethoven. Haydn ist der „Vater der deutschen Instrumentalmusik,“ sowie wieder speciell in Bezug auf das Oratorium Handel als der berückendste Vorgänger Haydns anzusehen ist. Gewiß ist, daß Mozart und Beethoven auf dem von Joseph Haydn gelegten Grunde ihre unsterblichen Werke geschaffen haben. Mozart hat dies seinerseits auch freudigst anerkannt. Seine Dankbarkeit dauerte in rührender Weise bis zum Tode des alten Meisters, während Haydn stets der Größe seines genialen Schülers auf dem Gebiete der Oper den ersten Rang einräumte.

Eine lange Reihe von Jahren — von Jahrzehnten haben Haydns Symphonien, Concerte, Violinquartette, Piano-Trio etc. die gesammte Musikliebende Welt entzückt und sind eine Ehre gewesen für alle späteren Componisten. Heute noch leben seine besten Instrumentalwerke in den Orchesterconcerten; von Allen aber sind es zwei vorzüglich Oratorien: „Die Schöpfung, und Die Jahreszeiten“, welche neben den gelehrtesten neueren Werken dieser Musikgattung ihre ursprüngliche, das ganze Menschergeschlecht erfüllende Wirkung behaupten und noch kein Tote von ihrer unsterblichen Schönheit eingebüßt haben.

Wir wissen wohl, daß es große Musiker der Neuzeit giebt, die von der schwandenden Höhe ihrer orchestralen Kunst — und Kunststücke — mit souveräner Berachtung auf Haydns Meisterwerke herabschren, es giebt aber eine thatsächliche Verbindung des Meisters, die keinerlei Abwertung erlaubt, nämlich die ungeschwächte bergliche Hingebung, mit welcher hervorragende Gesangscorporationen und Orchester in allen bedeutenderen deutschen Städten Jahr für Jahr Haydns Schöpfung zur Aufführung bringen. Nicht etwa, weil dem unsterblichen Meister dadurch ein Beweis von Pietät gegeben werden soll, sondern weil ein neueres Werk, welches „Die Schöpfung“ ersetzen könnte, noch nicht existirt.

Freuen wir uns des Schönen, was uns unsere hervorragenden Zeitgenossen, ein Brahms, Friedrich Kiel, Reich, Rubinstein etc. geschaffen haben, aber lassen wir uns dadurch nicht abhalten, das zu preisen, was ältere Meister und namentlich Haydn mit viel einfacheren Mitteln zu erreichen vermochten. Seine Gesterbe hoch selbst ein Talent zu dem Glorreichendsten Componisten Kalkbrenner, die Verewandlung musikalischer Mittel bezugsnehmend. „In meinem Alter habe ich erit gelernt, die Blasinstrumente zu gebrauchen, und nun, da ich's verstanden, muß ich fort und kann es nicht annehmen.“

Ueber Joseph Haydns Leben ist viel bekannt, in allen möglichen Weisen ist seine Biographie verbreitet und ins Volk gebracht worden, darunter aber auch viel Irriges. Erst in neuerer Zeit ist von C. F. Bohl, dem Bibliothekar der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, in zwei Bänden ein Werk über Haydn herausgegeben worden, welches die Verhältnisse richtig stellt und eine Menge authentischer Mittheilungen giebt, die vorher nicht bekannt waren. In der üblichen Biographie wird erzählt, daß Joseph Haydn, am 31. März 1732 zu Rohrau in Oesterreich geboren, in seinem achten Lebensjahre als Chorknabe in die Erzbischöfliche in Wien gekommen sei. Das Nähere berichtet Bohl.

Wohl der jugendliche Sönger einft im Lehrernahme einem Musikschüler den Pöps abgesehen hätte, wurde er aus dem Kapellhaus der Erzbischöfliche verwiesen. Jüngend und freierend sah sich der besessene Knabe auf die Straße gesetzt. Durch das Mittel brauer Peute wurde er in ein Daackmörchen des Michaelstafes eingemietet; in diesem Hause wohntu Porpora und Metastasio. Eigener nahm den jungen Joseph in seine Dienste, er hatte die niedrigen Arbeiten zu verrichten, jedoch akre dafür den Unterricht des berühmten Meisters in der Harmonielehre und in Instrumenten, so daß er also jundst Porpora die Fähigkeit für seine spätere Laufbahn zu verdanken habe, obchon er Jahre lang ein elendes, freudeloses Leben führen mußte. Nachdem er im Jahre 1759 sein erstes Violinquartett und eine Operette „Der lahme Teufel“ componirt hatte, machte ihn Graf Razzini, ein reiches Musikfreund, zu seinem Capellmeister. In dieser Stellung componirte Haydn seine erste Symphonie (in D). Er verkehrte sich in dieser

Zeit, zu seinem Unglück, mit der älteren Tochter des Freisauß Keller, nachdem die Jüngere, die er eigentlich hatte haben wollen, in ein Kloster gegangen war. Schon in diesem Falle scheint die Aeltere eine Intrigue gemacht zu haben. Sie wird als eine „hohle, geizige und bigotie“ Person bezeichnet, mit welcher Haydn eine sehr unglückliche Ehe führte. Er selbst nannte sie „una bestia infernale.“ Weist wird erzählt, er habe die unglückliche Ehe „halb“ wieder gelöst, dies ist aber unrichtig. Erst „nach dreißigjähriger Dauer“ trennte er sich thatsächlich von der Frau, eine rechtliche Trennung der Ehe konnte natürlich, da Haydn katholisch war, nicht erfolgen.

Uebrigens ist auch der Meister, wie wir durch Bohl erfahren, nicht völlig schuldlos. Wir werden diesen Punkt weiter unten eröhlen.

Im Jahre 1760 wurde Haydn Capellmeister des Fürsten Paul Anton Esterhazy in Eisenstadt (Ungarn); und hier componirte der Meister einen großen Theil seiner zahlreichen Symphonien, Concerte, Quartette, Trios, Opern, Messen und Stüde für den „Bariton“, ein veraltetes gambeerntiges Instrument. Als aber Fürst Paul Anton starb und Fürst Nicolaus seine Erbstatte angetreten hatte, änderte sich das Leben der Capellisten. Fürst Nicolaus schuf am süsslichen Ende des Reichthums aus Moor und Sande ein prächtiges Schloss mit Brunnftein voller Kunststücke, Schauspielhaus, Marionettentheater, Kneveln, Pavillon, Oratorien, Gärten, Parks etc. so großartig, daß sogar der französische Hofkammer am Wiener Hofe, Cardinal Nohan (der spätere Feld der „Halsbandgeschichte“) ein zweites Versailles darin erblickte.

Hier verbrachte der Fürst mit einem überaus großartigen Hofstabe den größten Theil des Jahres, verammelte ut sich den hohen Adel, empfang sogar 1775 den Besuch der Kaiserin Maria Theresia und 1779 des Kaisers Joseph, oft auch anderer Mitglieder regierender Familien. Prunkvolle Feste jagten einander: Theatervorstellungen, Jagden, Maskeraden, Fußbälle aller Art. Die musikalischen Aufführungen im Schlosse Esterhazy waren weiterbildend. Maria Theresia sagte: „Wenn ich eine gute Oper hören will, gehe ich nach Esterhazy.“

In einem besonderen Gebäude, welches im Parkere 17, im ersten Stock 37 Zimmer hatte, wohnten die Musiker und Sönger. Es befanden sich darunter elf Ehepaare, welche je zwei Zimmer zur Verfügung hatten; zur für Haydn mit seiner Frau waren drei Zimmer bestimmt. Die unverbereiteten Orchestermitglieder wohnten je zwei in einer Stube. In dem geräumigen, geschmackvoll ausgestatteten Schloßtheater wurde täglich gespielt; der Anfang war um 6 Uhr. Zutritt hatten alle fürstlichen Beamten und Diener, wie die zufällig anwesenden Fremden. Zweimal in der Woche war Oper, die übrigen Tage Schaus und Lustspiel. Das Operpersonal bestand aus fünf bis sechs Söngern und ebensoviel Söngerinnen, meistens Italienern, das von Haydn dirigirte Orchester aus sechzehn bis zwanzigwägigen Musikern.

Das Marionetten-Theater war grotenartig gebaut, mit bunten Steinen, Musikeln etc. ausgestattet, hatte kunstvoll gearbeitete, reich geledete Vorhänge von anschnlicher Größe und die ausgezeichneten Maschinen und Decorationen. Die Rollen wurden hinter der Scene von den Schauspielern und Söngern gesprochen und gesungen. Haydn hat für dieses Theater eine Anzahl Opern zu schreiben gehabt.

Wandernde Truppen versorgten das Schauspiel in Esterhazy, es wurden auch kassische Städte aufgeführt. Haydn hatte für dieselbe unter Anderm Zwischenactmusik zu „König Lear,“ „Hamlet“ und „Wly von Verlichungen“ zu schreiben.

Uebershaupt hatte Haydn fort und fort Neues zu schaffen. Die alljährlich veranstalteten Concerte und Theateraufführungen verschlangen ungläubliche Massen von Müht. Immer mußte der fürstliche Capellmeister mit neuen Opern, Messen, Cantaten — auch ein Subst. matter und das Oratorium il ritorno di Tobia gehören dieser Zeit an — mit Instrumentalfachen jeder Art zur Hand sein. Nicht weniger als sieben Symphonien und sechs Quartette ordnete s. V. dem Jahre 1774 ihre Entstehung. Auf die Frage, wie er es anfangs, so viel zu componiren, antwortete Haydn: „Ja, sehen Sie, ich liebe früh auf, und sobald ich mich angeteilt habe, fall' ich auf meine Kniee und bete zu Gott und zu heiligen Jungfrau, daß es mir heute wieder gelingen möchte. Nach' ich dann etwas gerührt, so sehe ich mich an's Klavier und sänge an zu spielen. Sind ich's bald, dann geht es aus ohne viele Mühe leicht weiter. Will es aber nicht vorwärts, dann sehe ich, daß ich die Gnade durch irgend einen Beistritt vermischt habe und dann bete ich

wieder so lange um Gnade, bis ich fühle, daß mir vergeben ist." Die selbe naive Begehrtheit blüht mit ihren hellen Kinderzügen aus dem folgenden Bekenntnis hervor: „Wenn es mit dem Componisten nicht so recht fort will, so gehe ich im Zimmer auf und ab, den Rosenkranz in der Hand, bete einige Ave und dann kommen mit die Ideen wieder.“ Jedes seiner umfangreichen Werke begann mit: „In nomine Domini“ und schloß mit: „Lauds Deo“ oder „Gloria Dei gloria“.

In die Zeit des Aufenthaltes im Schloß Czestochwa fällt auch die bekannte Geschichte mit dem sonderbaren Finale, welche alle älteren Biographen dahin erklären, daß Joseph Czestochwa seine Capelle habe auflösen wollen. Wohl erzählt die Geschichte wie folgt: „Da es bei dem engen Zusammenleben in dem Musiksaale oft zu Streitigkeiten gekommen, so wurde, nach mancher unlieblichen Erörterung, den Musikanten befohlen, ihre Frauen in Eisenstadt zu lassen. War Dabina und einige Begünstigte machten eine Ausnahme. Als 1772 der Aufenthalt in Czestochwa sich über die Gebühr verlängerte, lernte die „Mischelbassinfonie“ ein gutes Wort für die nach Weiz und Wind sich schneidenden Strohwitwee ein. Sie war eine bewegliche Witwinfriede in Dänen an das Herz des Bräutigams gerichtet. Dieser that zuerst verzaubert den Kopf geschüttelt, wie im Finale ein Spieler nach dem anderen das Licht auf dem Notenpult auslöschte und mit seinem Instrumente fort-schickte. Zuletzt waren bloß ein paar Weiger übrig geblieben, leise, gedämpft durch Sordinen erklang ihr melancholischer Zugewang in Bergen und Bergen, dann verlorer auch die gemüthlose Witwe Josephs Weislers, ihm lächelnd die Hand reichend, sagte er: „Ich habe Jüng-fernen, die wohl dir schmecken, die Musiker sehen sich nach Dausen, man sagt, morgen packen wir ein.“ Alle unwillkürlichen Gedanken über die Entschlung der Mischelbassinfonie beruhen auf Erfindung.“

Einen schlimmen Abschnitt im Leben Haydns bildet sein Liebes-verhältnis mit der Italienerin Augusta Polzelli. Sie hatte, neunzehn Jahre älter, als Sängerin zweier Partien, ihr kränklicher, um vieles älterer Mann als Violinist 1779 in Czestochwa eine Anstellung gefunden.

Dem Fürsten, meint Go. Hanslik nach Pohl's Buche, schenken Beide nicht behagt zu haben; er wollte sie nach Afrika führen zwei-jährigen Contractes entlassen, offenbar gefascht es auf Haydn's Verwendung, daß sie dennoch bis zur Auflösung der Capelle (1790) im Dienste verblieben, obgleich der immer tränkliche Polzelli seine Dienste mehr leistete. Haydn hatte eine festige Neigung zu der Sängerin gefascht, welche freierstets mehr von Selbstsucht als von Liebe besetzt erhebt. Nach der Auflösung der süddeutschen Capelle im Jahre 1790 verheiratete ihr Haydn Einemomentens an Keinen italienischen Bühnen. Nach Venedig, Bologna, überallhin folgt ihr seine Liebe und — sein Geld. Er beschästigte sogar, nach seiner ersten Lombardier Reise selbst nach Italien zu gehen, um die Polzelli wiederzufinden. „Ich schätze Dich und liebe Dich.“ schreibt er ihr — „wie am ersten Tage, und bin immer betrübt, wenn ich nicht im Stande bin, mehr für Dich zu thun. Doch habe Geduld, vielleicht kommt jener Tag, an dem ich Dir zeigen kann, wie sehr ich dich liebe.“

Immer und immer verlangte die Polzelli Geld. Selbst wenn Haydn in London war, schickte er ihr bedeutende Summen. Einmal schreibt er an die „Geliebte“, sie möge Geduld haben mit einem Manne, der bis jetzt über seine Kräfte gearbeitet und dennoch trotz allem Fleiße nicht viel zurückgelegt habe, — der nur wenig, fast nichts von seinen Mühen genieße und mehr für Andere, als für sich lebe. Sie solle auch bedenken, daß er ihr in kaum einem Jahre schon über 600 Gulden geschickt und dabei noch alle Kosten für die Erhaltung und Erziehung ihres älteren Sohnes bestreiten habe. „Heute“ fährt er fort — und dies ist wohl der dümmste Punkt in Haydn's Charakter — „vielleicht wird jene Zeit kommen, welche mir uns so oft herbegrüßet haben, daß vier Magen sich schließen würden. Zwei haben sich ge-schlossen (d. h. der alte Polzelli war gestorben) oder die anderen zwei (seiner Frau) — je nun, wie Gott will.“

Nachdem endlich im Jahre 1800 auch Haydn's Frau gestorben war, erprete die habgierige Polzelli von dem bereits siebzehnjährigen Componisten ein gerichtliches Document, dahin lautend: daß, wenn er sich wieder verheirathe, er nur sie nehme, oder wenn er Wittwer werde, ihr nach seinem Tode eine lebenslängliche Pension von 300 Gulden hinterzulegen wolle. Augusta Polzelli betraute noch vor Haydn's Verbleiben den Sänger Brandl in Bologna; sie stirbt 1832, zweiundachtzigjährig, in Neapel gestorben.

Unterjahren in Haydn's Leben bilden seine Reisen nach England. Schon während des Aufenthaltes in Schloß Czestochwa war es auf Haydn's Wunsch gewesen, nach London zu gehen, und schon oft hatten ihn die englischen Vorgesetzten zu einem Besuche aufgetordert und ihm den glänzendsten Empfang versprochen. Nachdem Fürst Nicolaus Czestochwa den 28. September 1790 gestorben und sein Nachfolger die Capelle aufgelöst, stand der Ausführung der Reiseplane kein Hinderniß mehr entgegen. Haydn war Musikcapellmeister mit einem Jahresgehalt von 1400 Gulden geblieben und nach Wien übergesiedelt. Dort trat eines Tages zu ihm ein Fremder mit der kategorischen Erklärung in's Zimmer: „Ich bin Salomon aus London und komme, Sie abzuholen.“ Dieser, aus Bonn gebürtig, ein kluger, betriebamer Concertunternehmer, auch selber ausübender Künstler, — er zählte zu den tüchtigsten Violinisten seiner Zeit — dabei ein Ehrenmann, hatte an Wien auf der Rückreise von Italien erfahren, was sich in Czestochwa zugetragen, und war nach Wien geeilt, um die seiner längst gehegten Absicht günstigen Umstände auszunutzen. Nach einigen Bögern wurden die von ihm gemachten

Vorschläge angenommen. Der Meister verpflichtete sich, für 500 Pfd. Sterl. und den Betrag eines Beneficentconcerts sechs neue Symphonien zu liefern, auch deren Aufführung persönlich zu leiten. Als man ihm vor-stellte, er habe keine Erziehung für die breite Welt und rede zu wenig Sprachen, erwiderte er: „D, meine Sprache versteht man durch die ganze Welt.“

Der Erfolg dieser ersten englischen Reise war, wie Otto Gumprecht in einem Heftchen der „Neuen Fr. Presse“ nach älteren Nachrichten mittelst, alle Erwartungen übertreffend. Die von ihm geleiteten Aufführungen nahmen den glänzendsten Verlauf. Sein am 16. März veranstaltetes Benefic-Concert brachte runde 350 Pfd. Sterl. ein. Wie hatte man in England Instrumentalvortrügen so viel Aufmerksamkeit und Beifall geschenkt. Haydn war der Held des Tages, mit Ein-ladungen beschriftet, von Subalternen umdrängt. Die Universität Oxford verlieh ihm am 8. Juli die Doctorwürde.

Als die „Season“ vorüber war, nahmen ihn die Landtage des Adels in ihren Frieden und ihr Wohlleben auf. Er verbrachte einige Tage im Schlosse des mit einer preussischen königlicher vermählter Herzogin von York. Die junge Prinzessin zeigte sich dem Meister überaus gewogen, der wie Mozart und später Beethoven bei ihrem Vater Friedrich Wilhelm II. in hoher Gunst stand und einen Trauerzug auf den Tod Friedrich's des Großen geschrieben hatte. „Sie ist die lebenswürdigste Dame von der Welt“, berichtigte er, „beißt sehr viel Verstand, spielt das Klavier und singt sehr artig; ich mußte zwei Tage da bleiben, weil Sie den ersten Tag wegen einer kleinen Unbilligkeit zur Music nicht kommen konnte. Sie blies aber am 2. Tage von 10 bis 12 Uebend, also die Music erklinge, bis 2 Uhr nach Mitternacht beständig neben mir, es wurde nichts als das deutsche Wort gespielt, ich dirigirte die Sinfonien am Clavier, die Liebe keine sah neben mir an der linken Hand, und hümpelte alle Süde auswärts mit, weil Sie solche so viel in Berlin hörte. Der Prinz von Wallis küßt mich nun abmalen, und das Portrait wird in sein Cabinet aufgemacht. Prinz von Wallis ist das schönste Mannsbild auf Gottes Erdboden, liebt die Music außerordentlich, hat sehr viel Gefühl, aber wenig Geld. Nota bene unter uns, viel vernünftig aber mehr seine Güte als das Interesse.“

Im folgenden Jahre sehen wir den Meister wieder in London als Leiter der Salomon-Concerte, denen ihn geschäftliche Rival n Salomons vergeblich abspändig zu modern gesucht hatten. Als ihm die Meider unter den englischen Musikern in Stellungskartellen den Vorwurf der Unerblichkeit machten, trat er mit der berühmten Symphonie mit dem Hufeisen Schlag hervor, welche das Publikum in Stürme der Begeisterung versetzte.

Nach Hinkel ist Haydn der erste deutsche Künstler gewesen, dem in England allgemeine Anerkennung zu Theil geworden. Ueber 24000 Gulden haben ihm die beiden Fleißen eingetragen. Seine Gegendierung bestand in einer Fülle von Compositionen der mannigfachen Art. Zu ihnen gehören namentlich auch jene zwölf Symphonien, an denen wir uns noch heutigen Tages erfreuen. Dem Umfang der in London ge-schriebenen Werke berechnete der fleißige Meister auf 768 Blätter. Er wiederholte später oft, erst von dort aus sei er in Deutschland berüchtigt geworden.

Die Texte zu seinen Deutorien verbannte Haydn englischen Dichtungen zur Schöpfung einem Gehlitz von Adley, zu den Jahreszeiten Thomsons „Seasons“, von Smiten war der deutsche Bearbeiter.

Haydn hat für die meisten seiner Compositionen sehr gute Sonorare bezogen und viel Geld erworben.

Das Haydn auch Freimaurer gewesen, erfahren wir durch Pohl's Buch. Er wurde am 4. Februar 1785 in die Loge „zur Eintracht“ in Wien aufgenommen.

Wie sehr Haydn seinen jungen Freund und ehemaligen Schüler Mozart hochschätzte, haben wir bereits in unserer Mozart-Biographie (in Nr. 17 d. Bl.) mitgetheilt. Wohl theilt einige zührende Biographie mit. Als der Componist L. Kozeluch in Mozarts G.henauet an den Quartetten Haydn's zu mälten wagte, rief Mozart ihm heilig zu: „Herr, wenn man uns Beide zusammensetzt, wird noch lange kein Haydn daraus!“ Und Haydn, der nach einer Maßführung des „Don Juan“ in einer Gesellschaft, welche Welles an der Oper zu tadeln fand, um seine Meinung gefragt wurde, erwiderte: „Ich kann den Streit nicht ausmachen, aber das weiß ich, daß Mozart der größte Componist ist, den die Welt hat.“ — Von sich selber urtheilte Haydn immer mit höchster Bescheidenheit. Einem Bekandter erwiderte er: „Ich mein lieber Herr, sprechen Sie nicht so mit mir; ich bin Sie viel nach; aber wenn man, dem Gott ein Talent und ein gutes Herz verliehen hat; höher treibe ich meine Ansprüche nicht.“

Joseph Haydn's Tod erfolgte am 31. Mai 1809 unter eigen-thümlichen Umständen. Schon Monate lang vorher hatten ihn die Demüthigungen, welche Napoleon seinem geliebten Oheerreich bereitet, mit tiefstem Kummer erfüllt. „Der unglückliche Krieg drückt mich noch ganz zu Boden“, wiederholte er oft unter Thränen. Am 10. März 1809, berichtet W. A. Griesinger, Haydn's Freund und Biograph, rüdte ein französisches Armeecorps des Morgens über die Warabierbrücke, man war eben beschäftigt, den Meister anzugleiten, als vier Kartätschen-Schüsse fielen, welche die Fenster und Thüren des Hauses heftig erschütterten. Mit voller Stimme rief er den besüßigten Leuten zu: „Kinder, fürchtet Euch nicht, um Haydn ist, Ann Euch kein Unglück treffen.“ Der Geist war aber härter als der Körper, denn kaum hatte

er das kostvolle Wort ausgesprochen, als ihn ein Bittern am ganzen Rabe brüht. Von dieser Stunde an nahm die physische Schwäche zu, doch spielte er täglich sein Klavier und noch am 26. Mai dreimal hintereinander, mit einem Ausbruch, über den er sich selbst wunderte. Am Abend desselben Tages lagte er über Kopfschmerzen und Frost; man brachte ihn früh zu Bett und rief die Ärzte; ihre Hilfe war fruchtlos, der Herrnte verfiel in einen Zustand gänzlicher Entleerung

und schmerzloser Bekäubung, wobei er aber doch noch wenige Minuten vor seinem Ende, welches den 31. Mai früh Morgens gegen 1 Uhr erfolgte, Bewußtsein und Empfindung verlor. Seine irdischen Ueberreste wurden zuerst auf dem Kirchhof vor dem Hundstürmer Thore beigesetzt, 1820 aber in der Kirchenruhr am Colonnenberg zu Eisenstadt beigelegt.

Carl Zschner.

Die Orientreise des Prinzen Friedrich Carl.

(Mit Illustration.)



ist ein schönes und erhebendes Zeichen der Cultur unserer Zeit, daß hochstehende fürstliche Persönlichkeiten oft, und mehr oder weniger direct, Veranlassung geben zur Entstehung von Werken, welche edlen geistigen Richtungen dienen und die Bildung des Volks vermehren. Sie fördern damit die Erkenntniß, daß es doch noch einen andern Nutzen giebt, als den der Massen, und daß ihre hohe Stellung, verbunden mit großen materiellen Mitteln, sie befähigt, Zeiten des Friedens durch die Beschäftigung mit culturfördernden Aufgaben auszufüllen. Einer solchen Aufgabe entspricht denn auch das ganz hervorragende literarisch-künstlerische Werk, zu welchem die Orientreise des Prinzen Friedrich Carl diesen Verfassers Anregung und Schaffensfruchtbarkeit gegeben:

„Prinz Friedrich Carl im Morgenland. Dargestellt von seinem Reisebegleiter Professor Dr. Heinrich Brugsch und Major Franz Xaver von Garnier.“ Verlag von Trovitzsch und Sohn in Frankfurt an der Oder.

Es sind im besten und vollsten Sinn des Wortes Darstellungen, und Gebilde nach dem Leben, welche das Werk giebt, in dessen Vordergrund natürlich die ritterliche Geisteswelt des Prinzen steht, der die Welt vordem mit seinem Kriegsrühm erfüllte und nun Veranlassung geworden ist, daß durch das Werk selbst weitere Kreise „einen Blick in die von Begleiter für Alles, was schön und edel, erfüllte und dabei doch so anspruchsvolle Art seines Friede's abzuheben“ thun können.

Hierbei sei jedoch bemerkt, daß die Veranschaulichung von Trovitzsch und Sohn dem Werk eine ganz besonders reiche und vornehme Ausstattung gegeben hat und daß es das erste größere illustrierte Werk ist, welches in diesem Verlage erscheint, ebenso wie der Verleger, Professor Brugsch, damit zum ersten Male mit einer gewissen Reisebeschreibung aus dem Bereiche der strengsten Wissenschaft heraustritt.

Den uns zugegangenen Auswahlabgaben des Werkes entnehmen wir eine Stelle des Vorwortes, womit Professor Brugsch das Buch einführt: „Was sein Auge auf der letzten Orientreise des Prinzen Friedrich Carl von Preußen in lebhaftiger Weise gesehen, was seine Seele auf der Pilgerfahrt nach dem Osten an lieblichen Eindrücken empfangen und empfunden, das sollte nach Jahresfrist die Hand mit gewandter Feder naturgetreu und lebenswarm darstellen, ein Bild für die Erinnerung zu schaffen, das den Leser im Weichte mitten in die Freuden und Leiden des Morgenlandes versetzen und seine Theilnahme für die Wanderer auf arabischer und asiatischer Erde erwecken könnte.“

„Eine vornehme Gestalt, deren Name dem edelsten Geschlechte, deren Thaten dem Vaterlande, deren Ruhm der Geschichte angehört, sollte im Morgenlande des Vortages seinen gebührenden Platz behaupten, ohne die farbenreichen Töne des Hintergrundes auszulassen noch zu verdrängen.“

„Auch die Hülfe — und welche Hülfe! — setzte ihm nicht. Ein treuer Freund und Reisegefährte, Major von Garnier, ging freudig auf die Bitte ein, aus seinen Wappen die Blumen in das Wortlaub zu streuen. Kein Meister von Beruf, und als Kriegsmann der ungeschulten Pflege der schönsten aller Künste entzogen, hat seine treue unbegrenzte Liebe zu ihr nur die Musejungen ihrem friedlichen Dienste weihen können, um das Schwerk mit dem Griffel zu verlaufen und der Natur die Farbenmischung abzulassen.“

„Die Bilder, welche als der werthvollste Schmuck des Werkes gelten dürfen, sind keine Kinder des Augenblicks und der unmittelbarsten Anschauung während eines flüchtigen, unletztens Nachebens. Häufig im Saale entstanden, geben sie die ersten und frohlichen Eindrücke der Wandernden ohne die Vorbereitung stützender Studien in ihren Umrisfen wieder. Wie sie dem Schriftsteller selbst durch die Wahrheitsfreude der Auffassung die Erinnerung an das Geschehe in ungeschminkter Treue zurückrufen, so werden sie dem Kenner des Orients den gleichen Genuß nicht versagen und dem Nichtkenner wie eine neue Quelle der Erkenntniß nach dem unwiderlichen Morgenlande und seinen wunderlichen Bewohnern in munterer Fülle strömen.“

„Denn doppelt und dreifach glücklich, wenn ein gültiges Schicksal es vergönnt, seine Sehnsucht nach dem Osten zu stillen, dem Gebiete der

aufreisenden Gegenwart zu entschlüpfen, um sich zur Fahrt nach dem Morgenlande anzuschicken und in beschaulicher Ruhe zu den Zeichen der Borgeit zu wallfahren. Mag im Angefichte großartiger Denkmäler oder auf der letzten Trümmer verschwundener Pracht und Herrlichkeit sein Geist ohne frühesten Verwunderung sich in die Tage ihrer Ueberheber versetzen, mag über den Ruinen sein Blick trauernd auf der Gegenwart ruhen und die Klage über den Wandel und die Hinfälligkeit aller irdischen Pracht und Größe laut werden, nimmer wird unter dem Wipfel der immergrünen Palmen das erhabende Gefühl vor ihm weichen, daß sein Fuß die Stätten berührt, welche geschlicht sind durch die ehrenden Erinnerungen der ältesten Menschengeschichte und der ältesten Weltanschauung. Seine Seele zieht wie im Traume durch die goldene Borgeit der Borgeit und im Obenkenntnisse durchdringt sein sinnbarer Geist den langen Weg bis zum Morgenroth am Anfangspunkte des werdenden Lichtes oder Religion, aber Gestirnung und aller staatlichen Ordnung. Vor den Augen des Sohnes unserer jungen Zeit steigen die jagenden Könige der größten und mächtigsten Reiche des Morgenlandes aus ihren Gräbern und Särgen in lebhaftiger Wirklichkeit an das Tageslicht und der geöffnete Schooß der Erde und der Felsenhöhlen giebt die Leiber der Fürsten und Edlen wieder, deren Namen und Thaten, deren Glanz und Ruhm eine ganz dahingeschwundene Welt erfüllte. Die Denkmäler ihrer Zeit bis zur geschiedlichen Thronbesteigung und dem zerstückelten Papyrus hin lehren die Geschichte, den Glauben und die Sprüche der Weisheit längst vergangener Tage, und wie Prophetenstimmen erklingen die Worte in unserm Ohre wieder.

„Eine Reise in das Morgenland ist eine Reise in die älteste Borgeit der Menschheit. Und der Geist ist es, der die letzten erhaltenen Spuren ihrer Erinnerungen lebendig macht. Wiederkennen, was nicht, für gut und schön hielt, ist nicht der letzte Triumph unserer jungen Zeit.“

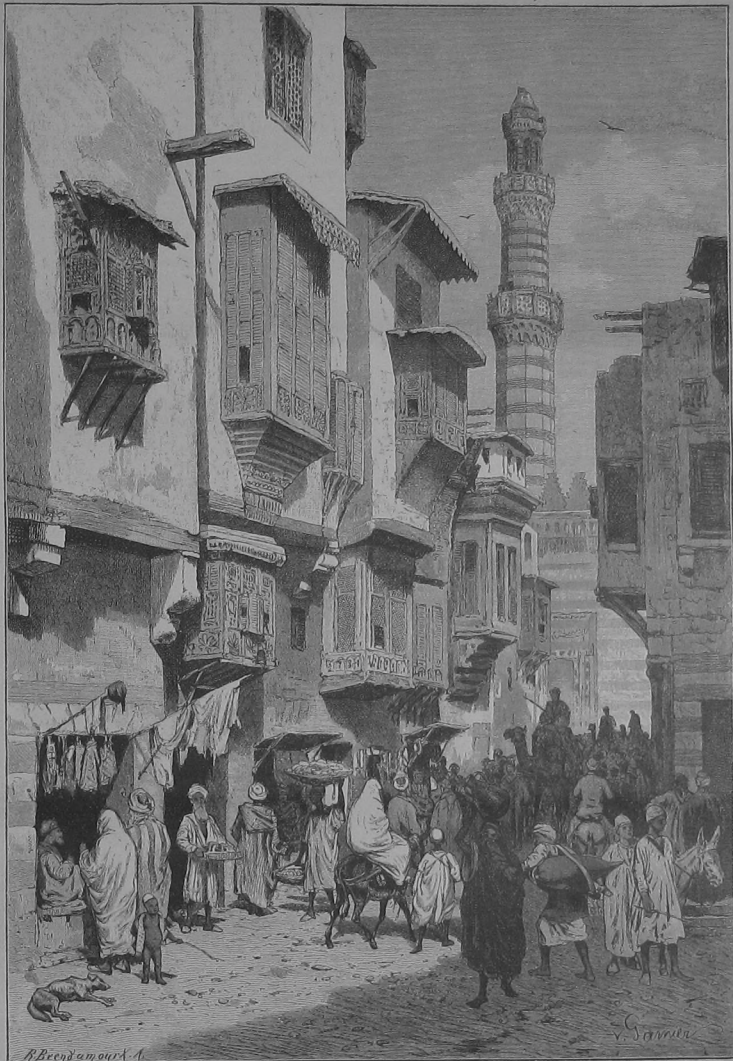
Wir müssen es uns verlagern, aus dem Vorwort des Verfassers, welches ein Preisstück edler, blühender Schilderung und eingehender Orientierung ist, weiter zu citiren; der Leser vermag schon daraus den hohen Werth des Werks vollkommen zu erkennen und sich zu sagen, daß trotz der Fülle der schon besprochenen Reisererfolge dies noch ein Platz war und daß es denselben würdig des ritterlichen Prinzen, würdig des seit 25 Jahren als Aegyptologie bekannten Autors und des kunstgütigen Zeichners behauptet.

Die Reise wurde am 27. December 1882 von Berlin aus angetreten. Begleiter des Prinzen waren, außer Professor Brugsch-Pascha und Major Franz Xaver von Garnier (vom Leibgrenadier-Regiment zu Frankfurt a. d. Oder), der Oberst W. von Nagner, Commandeur des 28. Infanterie-Regiments (Coblenz), und der persönliche Adjutant des Prinzen, Hauptmann Georg von Raldtzen. Der Prinz reiste im strengsten Incognito. In Triest erfolgte die Einschiffung. Der erste Ankerhafen galt einem Besuche des Schlosses Miramare, der einflussreichen des Erzherzogs Maximilian, ehe dieser die verhängnisvolle Kaiserkrone von Mexiko auf sein Haupt setzte. Verwundernd besaue der Prinz die schönsten Eindrücke des herrlichen Wasser Schlosses, und vor dem lebensgroßen Bilde des hingemordeten Kaisers war es, wo er (mit Hinweis auf die Demüthigung Baglains in Mex) seine die gehaltenen Worte sprach: „Ich habe Dich geküßt.“

Von Miramare ging die Fahrt nach weiter nach Corfu, wo eine kurze Einlage gehalten ward, und zu Schiff bis Alexandrien, von wo die weitere Fahrt per Eisenbahn nach Kairo fortgesetzt wurde.

Damit schließt das erste Heft, welches uns im Augenblicke lediglich vorliegt. Wir theilen, als Probe der künstlerischen Beschaffenheit des prachtvollen Reiseverwerks, ein Bild aus dem Strafenleben in Ais-Kairo mit. Schilderungen dieses Strafenlebens und der irdischen Umgebungen Kairo's haben wir früher zu verschiedenen Malen in diesen Blättern gegeben.

Wir werden gelegentlich, nach dem weiteren Erscheinen von Besprechungen des Werks, „Prinz Friedrich Carl im Morgenland“, auf dessen Inhalt zurückkommen und führen nur noch an, daß das ganze Reiseverwerk aus 10 Bänden mit 12 Vollbildern und 50 in den Text gedruckten Illustrationen besteht. Jede Bänderung enthält 6½ Bogen Text und kostet bei allerdings pompöser Ausstattung 3 Mk.



H. Bezdarmour A.

Straßenleben in Aairo. Originalzeichnung von Major von Garnier. (Zust. siehe Seite 584.)

Kust: „Prinz Friedrich Karl im Morgenlande. Nach ihren Tagebüchern und Handzeichnungen von seinen Reisebegleitern Professor Dr. G. Brugsch und Major von Garnier.“ Frankfurt a. M., Trübner & Sohn.

Ein deutsches Bürgerkind.

Novelle von Johanna Soltma.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsbrecht vorbehalten.

I.

Es lag eine ganz besondere Trägheit und Mattigkeit in der Luft. Die Scheibe der Sonne stand hoch am Himmelszelt, ihre sengenden Strahlen beschienen eine in leichten Hügelwellen aufstauende Gegend; so weit das Auge blickte, fiel es auf gelblich reichende Getreidefelder, nur selten wurde ein einzeln stehender Baum oder Strauch sichtbar.

Ein schwer bespannter Meißerwagen kam auf staubigem Feldwege ziemlich langsam daher gefahren. Der Kutscher trug herrschaftliche Livree und sah, auf hohem Post sitzend, mißmuthig auf seine in Schweiß gebadeten, schmudde und kräftigen Pferde hernieder. In der hinteren Seite des Wagens waren zwei große Koffer aufgeschmalt und um ihm herum lagen Schächeln und Kisten hoch aufgethürmt, so daß bei der geringsten Unebenheit des Weges ein oder das andere Geräthstück in Gefahr kam, herunter zu fallen. Von den Füßen des Wagens war nichts zu sehen, hinter dessen offenen Fenstern waren die hellseidenen Vorhänge fest zugezogen.

Das laute und schnellere Rollen der Räder zeigte, daß der Untergrund härter geworden. Eine etwas große, sonst aber wohlgepflegte Manneshand schob den Vorhang seitwärts, und der Besizer derselben steckte seinen hübschen hellblonden Kopf sich umschauend zum Fenster heraus.

„Gott sei Dank, daß der verstaubte sandige Weg zu Ende!“ brummte er, sich den zerlittenen Schurzort nach aufwärts drehend. „Kutscher, wie lange fahren wir noch bis Neuhof?“

Der Koffelener deutete mit der Peitsche nach rechts hinüber. „Dort liegt es bereits, Herr Graf. Das hohe Dach des Schlosses mit seinen vier Schornsteinen wird gerade sichtbar.“

Die mit dem Glase beobachteten, etwas sehr hellblauen Augen des jungen Mannes folgten der angedeuteten Richtung. Auf einer Anhöhe aus der Mitte eines schönen grünen Laubwaldes sah man die dunklen Dachginnen eines anscheinend uralten Hauses hervortreten, weit hinaus sichtbar, gewährte er einen imposanten Anblick.

Ein leises „Ah“ der Ueberraschung entfuhr seinen Lippen. „Sieh, chère maman“, sagte er, den Kopf zurückziehend und damit den Blick freigebend, zu einer nachlässig neben ihm im Fond zurückgelehnt stehenden, ganz in Schwarz geküllten Dame, „das sieht nichts weniger als spießbürgerlich aus.“

Eine Wendung des mit blichem Schleier umschlungenen Hauptes der Angeredeten zeigte, daß sie der Aufforderung Folge gab, sie mußte jedoch von dem sich ihr darbietenden Fernblick ebenfalls überrascht sein, denn mit hastiger Bewegung wurde der Schleier zurückgeschlagen, ein bleiches, die Spuren vergangener Schönheit tragendes Antlitz wurde sichtbar, und ein Paar dunkle Augen hefteten sich mit Interesse auf den bezeichneten Punkt.

Der Wagen war während dem in die Gasse eingebogen und fuhr mit noch größerer Schnelligkeit dahin: nicht lange und dieselbe mündete in einen prächtigen Buchenwald. Dann wurde die Gegend romantischer, der Wald trat wieder zurück, einzelne Hütten lagen an seinem Saume zerstreut, dahinsiehende tauchte hin und wieder ein größerer Bauerngehöft auf, und über Alles hinweg erhoben sich die mächtigen, altersgrauen Mauern des Herrenhauses.

Mutter und Sohn hielten jetzt der Gegend ihre fortgesetzte Aufmerksamkeit zugewendet. Als jedoch der Wagen über die gemauerte Brücke, durch den reich mit Wappen verzierten steinernen Thortweg in den Schlosshof hineinfuhr, lehnte die Gräfin mit theilhabender Gleichgültigkeit in den Polstern zurück.

Am Fuße der Freitreppe des Schlosses stand harrend ein Diener. Ueber ihm, im Rahmen des Portals erstrahlte die statliche Gestalt eines alten Herrn, volles, silberweißes Haupthaar und der ganz zu Weiß erbleichte, bis tief über die Brust hinweg

reichende Bart gaben ihm ein ehrwürdiges Ansehen; dabei waren aber seine Bewegungen noch elastisch und frisch und in dem dunklen Auge blühte noch fast jugendliches Feuer.

Den schönen Greisenvogel nach rückwärts wendend, zuckte es in gutmüthiger Satire um seine Lippen.

„Komm schnell, Maria“, rief er einem eben herantretenden jungen Mädchen zu, „zähle Dir genau alle Kisten, Kästchen und Schächeln, damit Du, wenn Dir ja einft das zweifelhafte Glück zu Theil werden sollte, Frau Gräfin zu heißen, genau weißt, wie viel Gepäckstücke zu einer Reise nöthig sind.“

Das junge Mädchen legte ihm die Hand auf den Arm. „Papa, nur jetzt keinen Spott“, hal sie, „Du weißt, wie sich Mama auf diesen Besuch freut.“

„Nun, nun, kleine Maria, es war nicht so schlimm gemeint“, begütigte er sie; „komm, laß uns der Frau Gräfin lieber unser unterthänigstes Compliment machen.“

„Papa!“ mahnte sie nochmals bittend. Er schob leicht ihre Finger zurück, nicht ihr freundlich zu und stieg schnell die steinernen Stufen der Treppe hinunter.

„Warum hast Du so viel aufgeschwatzt? Ich habe Dir doch gesagt, daß Du, im Fall es nöthig, in der Stadt einen Mietwagen nehmen solltest“, sagte er sichtlich zu dem Kutscher.

„Ich habe es gethan, Herr Amtsrath“, entgegnete dieser sich entschuldigend, „es hatte jedoch nicht Alles darauf Platz, der Wagen ist ebenfalls unterwegs, er kommt mit der Kammerjose nach.“

Der Amtsrath winkte ihm Schweigen gebietend mit der Hand. Der Diener hatte die Wagenthür bereits geöffnet, und der blonde junge Mann war herausgesprungen.

„Da haben Sie uns, theurer Onkel“, klang es dem alten Herrn entgegen, und ehe es sich dieser verah, fühlte er sich von zwei Armen umschlungen.

„Nicht so stürmisch, Herr Neveu“, wehrte der Amtsrath lachend ab; sein Blick streifte wohlgefallig die vor ihm stehende hohe und kräftige Gestalt. — „Sie kommen dann an die Reihe“, und den ehrwürdigen Platz machenden Diener tretend, hob er selbst die Dame vom Schlage.

Sie reichte ihm wie einem alten Bekannten beide Hände entgegen. „Sie sehen, lieber Schwager, wir haben der Einladung Eures bald Folge geleistet. Was sagen Sie aber dazu?“

„Seien Sie mir vielmals willkommen“, sagte er sich artig verbeugend und ihr dann den Arm bietend.

In der Mitte der Treppe stand Maria, als sie jedoch die Gäste mit ihrem Vater herauskommen sah, schritt sie ihnen bis zum Eingang des Vestibüls voran. Das liebliche Antlitz etwas mehr als gewöhnlich geröthet, war sie dort stehen geblieben, um die Ankommenen mit einer Verbeugung zu begrüßen.

„Sieh da, liebe Kleine“, — die Gräfin hatte ihren Arm aus dem des Amtsraths befreit und war auf sie zugeeilt — „wenn ich nicht wüßte, wer Du wärst, so würde ich Dich doch an der Ähnlichkeit mit Deiner Mutter sofort erkennen. Du hast denselben schlanken Wuchs, dieselben feinen Züge, ihre goldenen Locken.“ — Doch, wo sind meine schönen blauen Augensterne geblieben?“ sehte sie wie bedauernd hinzu.

„Man sagt, ich hätte die dunklen Augen von Papa geerbt“, klang es ihr von Marie entgegen.

Die Gräfin kniff leicht die feinen Lippen zusammen; hatte sie die Anspielung auf eine andere Nehmlichkeit erwartet? Und warum auch nicht? Ihre in dunklem Feuer lodenden Augen mochten vor Jahren vielleicht ebenso mutwillig in die Welt erblickt haben. Sie küßte das junge Mädchen auf die Stirn, der Graf fühlte die Hand desselben an seine Lippen.

„Wehr gestattet mir heut mein verwandtschaftliches Recht noch nicht“, scherzte er zu dem Amtsrath gemeldet.

„Führe die Frau Gräfin weiter, mein Kind,“ verjegte diefer. „Wenn Sie geflohen, lieber Graf, geleite ich fie felbft nach Ihrem Zimmer.“

„Was Graf, lieber Onkel!“ wehrte der junge Mann; „löffen Sie mich gleich die Bitte ausdrücken, mich ganz und gar als Reffen zu betrachten, nennen Sie mich Feodor, natürlich bitte ich um das vertrauliche Du. — Eigentlich find wir uns ja schon lange nicht mehr fremd.“ legte er noch hinzu.

Die Gräfin hatte Mariens Arm genommen. „Wollen wir es ihnen nachmachen, Kind? Du siehst zwar, ich habe von vorn herein schon weniger Umstände gemacht; — nenne mich auch Tante — willst Du?“

„Meine geliebte Tante,“ rief das junge Mädchen ihr die Hand küffend, „wenn Sie wüßten, wie oft ich schon Maria nach Ihnen gefehen hat!“

Sie waren die Treppe hinauf geftiegen und einen Theil des Corridors entlang gegangen, vor einer der Flügelthüren ftehen bleibend, hatte Maria diefelbe geöffnet. Die Gräfin hatte kaum die Schwelle überfchritten, als fich zwei Arme um ihren Hals legten.

„Meine einzig geliebte Schwefter, meine theuere Leonie,“ rief eine faft vor Schluchzen erftickte Stimme, „wie froh bin ich, Dich endlich wieder zu haben! Jetzt laffe ich Dich aber lange nicht fort, Du mußt mich für all’ die Jahre entfchädigen.“

Die hohe imponirende Erscheinung der Gräfin beugte fich zu der bedeutend kleineren Gestalt der Schwefter nieder, und wie eine Mutter dem Kinde, ftrich fie ihr die Wunden, hin und wieder schon etwas gelochten Haare aus der Stirn.

„Wie ftürmifch Du bist, Elfriede,“ fagte fie, fich langsam aus der Umarmung frei machend, dann aber einem Impuls ebenfalls in ihr auffteigender Bärtlichkeit folgend, legte fie felbft wieder ihren Arm um die freudig Erregte. „Weißt Du, daß es nahezu dreißig Jahre her find, feit wir uns zuletzt gefehen? Wie Deine Tochter aber heut Dein damaliges Ich vorftell’, fo gleicht Du auf ein Haar unferer verstorbenen Mutter.“

„Meine liebe gute Mutter,“ feufzte die Antsräthin; „Du mußt mir noch viel von ihr erzählen.“

„Sie war sehr plötzlich,“ entgegnete die Gräfin ausweichend, „Du stondeft noch mit ihr in Verbindung, Deine Finger fanden fich bei ihrem Tode vor; doch eine Frage: wir haben nie erfahren können, wer den Briefwechfel zwischen Dir und Mama vermittelte, im Schlosse selbst kann es doch Niemand gewesen sein?“

„Ich brauche darüber jetzt kein Geheimniß mehr walten zu lassen; der nach dem Tode des alten Hochstift von Papa an seine Stelle gefetzte Gärtner Jung. Er ist gegenwärtig hier in Neufch. Carl hat ihn schon lange in Stellung genommen. Und noch eine alte Bekannte wüßte Du wiederfinden: Babette, die Jungfer von Mama, ist seine Frau geworden.“

Die beiden Schwestern plauderten fort, Maria hatte fich entfernend die Thür leife hinter fich zugezogen. Als die Antsräthin auf ein Klopfen „Herein“ rief, erschien ein Diener und präparirte der Gräfin ein mit Pfirschen, Olfarnen und Frucht-schalen besetztes Tablett.

Die Gräfin nahm eine Pfirsiche. „Welch’ kostbares Obst,“ meinte fie; „ist das eigener Vornuch?“

„Ja,“ entgegnete die Antsräthin, „doch da fällt mir ein, Ihr habt jedenfalls noch nicht gekostet?“

„Doch, liebe Elfriede, wir haben bereits in der Stadt ein kleines Diner eingenommen.“

„Dann will ich mich aber etwas zurückziehen, damit Du etwas ausruhen kannst.“

„Ich glaube selbst, ein wenig Ruhe wird mir gut thun. Während dessen wird wohl auch der Gepäckswagen mit meiner Jose anlangen und ich kann dann Toilette machen.“

II.

Die Gräfin war allein, mitten im Zimmer stehend, begann fie ihre Umgebung zu mustern. Der überaus hohe und große

Raum war mit allem Comfort ausgestattet, die Tapeten waren geschmackvoll und kostbar zu gleicher Zeit, ebenso der den ganzen Fußboden bedeckende Teppich. Ein venetianischer Spiegel warf ihre stolze Figur in ganzer Höhe zurück, schwellende Divans luden zum Niedersitzen ein, und Gemälde, Statuen und verschiedene Nippfachen gaben dem Zimmer, ohne es zu überfüllen, einen wohlthätigen Anstrich. Eine Portiäre zurückgeschoben, blühte fie in das Schlafkabinett, schwere rotzefarbene Vorhänge verhüllten das Bett, während auf dem Wasch- und Toiletteftich das feinste Service ihr in’s Auge fiel. Nebenan, nur durch eine Tapetenfuge getrennt, lag die Garberobe, ihre verschiedenen Reifententillen waren bereits von der Dienerschaft heringeftellt worden. Die Gräfin war wieder in das erste Zimmer zurückgetreten; fie dort ein Glas Wasser mit Rothwein mifchend, trank fie es in langfamen Zügen aus, dann fant fie in einen Sessel nieder, ihre Elntogen fückten fich auf die fammete Seitenlehne desselben und das Haupt fiel schwer in die von Brillanten funkelnde Hand hinab. Bilder der Vergangenheit tauchten vor ihr auf: ein düfteres, stolzes Ahnenfchloß, der strenge Befizer desselben und seine weizhügerige, schöne Gemahlin waren das beneidenswertheste Paar der ganzen Gegend. Mit Reichthum gezeugt, erwuchs ihnen in ihren drei Kindern, einem jugendfrischen, kräftigen Knaben und zwei lieblichen Mädchen, ein noch weit größeres Glück. Aber Alles dieses sollte ein jähes Ende finden, der zum Jüngling herangereifte Sohn verlor durch einen Sturz mit dem Pferde ganz plötzlich das Leben. Der Schmerz der Eltern zeigte fich auf ganz verschiedene Art, das Leben der Mutter war dadurch im innersten Keim getrübt, fie fiedete langsam dahin, der Vater versank wohl anfangs auch in düftere Melancholie, dann aber raffte er fich auf und das Unbändige seines Charakters trat ganz hervor. Um seine düfteren Gedanken los zu werden, trank er mehr Wein als ihm gut war, er wurde dann jähzornig und heftig. Es sollte aber noch schlimmer kommen, als er seine Familie zu meiden anfang und durch wüße Schwelgereien in Trank und Spiel nicht nur seine Gefuntheit, sondern auch seine pecuniären Verhältnisse untergab.

Die beiden Töchter waren zu Jungfrauen herangetrieben; Leonie, die älteste, war das Ebenbild des Vaters, Elfriede hingegen gleich ihm die kleinste der sanftern Mutter. Anfangslich von Bewerbern umlagert, zogen sich dieselben, je mehr es bekannt wurde, daß der Reichthum des Hauses dem Leben des Vaters zum Opfer gefallen, fast ganz zurück. Am härtesten traf dies Leonie, fie sah sich von dem Manne ihrer Liebe verlassen und reichte im ersten Anmuth, um ihren Schmerz zu betäuben und ihren Stolz gegen den Verläßter geltend machen zu können, einem von der wenigen Getreuen, dem bisher von ihr mit Mißachtung behandelten Grafen Feodor v. Wallen ihre Hand. Derselbe hatte einen uralten, unbedenkten Stamm-baum aufzuweisen, besaß dagegen einen etwas zweideutigen Ruf und noch zweifelhafteres Vermögen. Was schadete aber dies, Rache mußte genommen werden, wenn sie auch selbst am meisten darunter litt.

Elfriede hingegen, die jüngere, entwickelte eine Energie, welche ihr bisher Niemand zugetraut, allem Vorurtheil trotzend, glaubte sie jetzt ein um so größeres Recht zu haben, der freien Wahl ihres Hergens folgen zu können; unweicht um den Joren ihres Vaters folgte fie dem Manne ihrer Liebe. Es war dies ein in der Nähe ansässiger kleiner Grundbesizer, dem jedes Adeldiplom fehlte, und dessen bescheidene Mittel keineswegs dazu angethan waren, diesen Umstand zu übersehen. Kaad-denn alle Einsprüche dagegen vergebens gewesen, ließ man Elfriede ziehen, es wurde ihr jedoch bedeutet, daß ihr Verkehre mit dem Elternhause für immer abgebrochen sei, ihr Name wurde vom Stammbaum gestrichen und durfte nie wieder genannt werden, der ihr angebrochte Fluch blieb jedoch unaußgesprochen; der Vater mochte fühlen, daß er das Recht hierzu verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Arizona und seine braunen Bewohner.

(Mit Illustration.)



urch die großen Ueberlandbahnen, welche den ganzen Continent Nordamerikas umspannen, werden immer mehr der Gebiete, die bislang der Anheftung verschlossen blieben, in den allgemeinen Menschenverkehr hineingezogen. Zu diesen Gebieten gehört das jungfräuliche Arizona, der Sitz der Mohave-Indianer. Paul Bindau hat im April- und Maiheft der Monatschrift „Nord und Süd“ (Preslau, Schönländers) eine Schilderung erscheinen lassen: „Maya“, welche zum Theil auf dem Boden von Arizona spielt und in Mayo eine besitzende junge Indianerin vom Stamme der Mohaves vorführt. Wir werden mit wenigen Worten auf diese Erzählung zurückkommen und geben zunächst eine farbenreiche Schilderung des bezeichneten Gebietes nach dem Terte eines von Herrn Divalot im Westfälischen Journal Newyorks veröffentlichten Gedächtnis in Yamben, die das Land mit photographischer Treue schildert.

Arizona hat seinen Namen von Arida bzw. unfruchtbares Land. Dem ersten Anblick, den ich davon hatte, als ich auf der Fahrt Morgens vom Schlaf erwachte und um mich schaute, war der auf Felsenkämme, die fonderbar gegad, in weitem Kreise sich aneinander reihen, so weit der Horizont sich dehnt. Drei der Felsengipfel, wunderliche Gebilde, ragen so schlanke und spitz zum blauen Himmels hinauf, daß sie den Namen: „die drei Nadeln“ führen. Dazwischen oder erstreckt sich weit hin ein ebenes, sandiges Land, welches dem heißen Feuerstrahl der Sonne scharflos ausgebleicht ist. Vermuthlich, sahjelbe Gegend bedeuten die bürren Boden und über das Ganze breitet sich ein Schmelz, so tief dunkel blau, und die Luft ist so klar, daß das Auge des Beschauers kaum Fern und Nah noch zu unterscheiden vermag. „Da plötsch taucht in ständlicher Gewand geschilt, ein Menschenbild empor. Ihm folgt ein zweites, drittes, eine ganze Schaar. Es sind Weibchen, Männer, Frauen, Kinder, sie die einst Herren dieses Landes, jetzt von seines neuen Vorkämpfers Gnade leben. Neugierig drängt die buntegedeutete Menge sich um die weißen Fremdlinge, ihr Föhrgang erheucht betrachtend, ihr Gewand berühend, mit Kinderaugen alle die neuen Dinge bewundernd, und wie Kinder sich ergötzend. Und härter, immer härter wird die Schaar. Sie kommen, gehen, sitzen kauend nieder, und abschüßlos zeigt sich in regloser Bewegung der schlanken Glieder, die ein bunter Föhrgang nur halb verhüllt, Geschmeidigkeit und Kraft, der edle Anstand, wie Natur ihn gab und seine Kunst vererbte. Wie würdevoll verhalten sie keine Gabe zu erbiten, mit welchem Stolz, dem edlen Vortellsolz, ohne Verleibung sie zu empfangen!“ — Ein braunes Mädchen zog einen schlichten Ring von Wädelperlen vom Finger und reichte ihn mir, lächelnd dann dem Dant sich entziehend und anmuthsüßend und stolz wie eine Königin von dannen schreitend. Mit Wehmuth müßte ich da der Beschauung gedenken, welche den vollen Uebergang weiset, dem die Mohaves gewicht hin. „Nah muß ich's glauben. Ich ist hoch, wie auch der weiße Mann mit hartem Eisen, zuerst des Schwoertes, dann des Pfuges Eisen, vom angehammelter Mittergrund verdrängt, auch zweifelslos graumal seiner fremden Bildung zu unterwerfen strebt, die ihr kopfschüttelnd verschmäht, die folgen Kinder der Natur.“ Und immer heiser plüßt der Sonne Strahl, die Mittagsblende drängt zum Aufbruch. Weiter geht unsere Fahrt. Ein neues Bild umfängt uns: das Thal wird enger, doch nicht mehr die ist das Land, — ein Wald von Steadpalmen, Ditteln, und böses Unkraut von Riesengröße und niedrigerer Form erfüllt das Thal, von Weitem gesehen sind es summerübende, trügerische Wälder, mit sättem Leben unfern Bild ungetoend, während doch in Wirklichkeit die Natur in Todesarbeit liegt. Doch jetzt, da sich die feilen Felsenände beinahe berühren, ist die Höhe erreicht: ein kurzes Bild geht die Fahrt durch ein enges Felsenloch, dann nieder in die Ebene. Hier dehnen sich in ungemessener Weite die grobbedeckten Felsen. Wieder eine Täufung. Kein geliches Heim ist hier bereitet, wo der Hirt die Herde weiden, ohne Miße und Sorgen erwacht, was seines Lebens Nothdurft weiden. Menschenleben und unwohlmut ist auch hier das Land: kein Quell entspringt aus seinem bürren Busen, kein Strom zieht lebenpendend seine Bahnen, kein Regen leht den dürstigen Boden. Nur Tod in seiner grauesten Gestalt: Verwundung, marter Dessen, der verfaßt, diesen Boden Schätze abgucinander, die er lebend gibt und doch ewig verfaßt.

Erst die Nacht ändert den Eindruck dieser trostlosen Wälder: es färben sich mit gartem Purpurglanze die feinen Wolkenstreifen; sanft und freundlich, willkommene Kühlung spendend, steigt der Abend am Himmel auf. Wald bedeckt die Nacht mit ihrem schwarzen Schleiher die böse Erde, aber unangehörter Sterne Silberglanz durchzittert mit die reine, klare Luft. Dies ist das Land des Vortellsolzes“ Arizona.

Die Erzählung von Paul Bindaus, deren Scenerie nach eigener Beschreibung und Beobachtung hergestellt ist, enthält Schilderungen, die mit den obigen übereinstimmen. Georg hat demselben preisliche Anstellungen und Cavalier-Offizier, welcher sich wegen seiner dramatischen individuellen Verhältnisse nach America begeben hat und hier einem abenteuerlichen Leben in die Arme gestürzt ist, kommt in gesellschaftliche Beziehungen mit einem reichen Grundbesitzer in Neu-Mexiko, der ihn engagiert, seine Kinder- und Pferdeherden zu verkaufen. Die Kinder schlingt Georg alle in Neu-Mexiko los, mit den Pferden glaube er in Arizona und

Südkalifornien ein gutes Geschäft zu machen, und frohen Muthes zog er mit seinen Thieren durch die großartige Wildnis, in die sich vor ihm und seinen haubigen, unermüdblichen, bis an die Nadeln bewohnten Offenbau nur wenige kleine Abenteuer genügt hatten. . . . Einen langen und entsetzlich beschwerlichen Weg durch Wüstenflaen und Sonnengult, durch Dede und Diere, durch Felgen und Geröll legt Georg mit seiner Herde zurück, er erduldet Mühsale, im Vergleich zu denen die Schwednisse in den Rocky Mountains ihm noch ganz erträglich und milde erscheinen.

Zu verschiedenen Malen trifft er auf seinem Zuge größere und kleinere Wälder Indianer, die sich aber nicht heimlich zeigen, ihm bisweilen sogar als gelegentliche Führer guten Dienste leisten. Der Transport ging sehr langsam von Statten und unter Schwierigkeiten, die er nicht gehabt hätte. Lange Stunden, ja Tage gingen verloren, bis seine Leute die versperrten Thiere eingeholt und wieder zusammengeführt hatten. Er wendete mit den berittlenen Treibern kein überflüssiges Wort, und seine Milde und bestimmte Art imponirte den rohen, aber bewundernswürdigen Männern. Sie folgten blindlings seinen Anordnungen, die sich immer als die richtigen erwiesen, und er war stolz auf seine Untergebenen, die verläßlichsten „Cowboys“, deren unermüdbliche Pflichttreue, deren taunenswerthe Leistungsfähigkeit und großartige Mäandigkeit ihm Respect einflößten. Sie waren auf verhältnißmäßig weite Strecken vertheilt, ein Jeder von ihnen wußte, was seines Amtes war, und Tage lang war Georg allein mit seinen fünf großen zottigen Hunden bei seiner Vortheilung, und sprach kein Wort. . . .

So war er nach wochenlangen Tagen ruhiger Verweilung und freudiger Hoffnung mit seiner Herde, die nur wenig Schaden erlitten hatte, den Treibern und Hunden, deren stärksten und anhänglichsten er den Namen Pluto gegeben hatte, mit seinem Zelte und seinem sonstigen ganzen Besitzthum im heißen Jult an dem Coloradoflusse, an der Grenze von Arizona, angelangt. Es trennte ihn nur noch die große Mohave-Wüste von dem Ziele seiner Wanderung.

Die Herde, die sich mit der Zeit ein, durch die Peitsche der Treiber und die vorzüglichen Hunde geführtes Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit angeeignet hatten, hatten sich auf den sandigen, mit spärlichen Gras bewachsenen Hüben in der Nähe des Flusses gelagert. Georg hatte die Treiber zurückgelassen und war allein auf seinem sandigen, ungläublich leistungsfähigen Auen an den Ufern des seichten Baches die Hike an einigen Stellen beinahe ausgetrockneten Coloradoflusses entlang geritten, um die geeignete Stelle zum Uebersehen zu erschaffen.

Es war in der heissesten Sonnengult des Vormittags. In unendlicher Höhe wölbte sich über dem gemalten Land der wolkenlose Himmel im tiefsten Blau. In unmittelbarer Nähe ragten ganz eigenenthümlich gebildete schwarzgraue Felsenriffe in wunderbarer tiefrother Färbung aus dem gelben Boden auf, und ein Höhenzug in sanften Wellenlinien, der in dem heißen Lichte des Tages düstzig und mild schimmerte, schloß den Horizont ab.

Georg hatte sein Pferd, mit dem er zuerst im Galopp lustig davon' geprenzt war, allmählig in ein langsames Tempo gebracht und dem Thiere, das nur in bedächtigen Schritten daherschritt, die Zügel über den Hals geworfen. Dem Oberkörper vorbeugend, stemmte er die beiden Hände auf die Schenkel und sah bewundernd um sich auf die herrliche Landschaft. Er blühte staunend auf zu der unermesslichen Höhe des blauen Hethers, sein Bild schwebte über die feigen Nadeln und über die blau-rothen röhren Wellen der Hüben und senkte sich auf den faden dahinschwebende feine Wasser des Flusses und auf den gelben sandigen Boden, dem Dunstkreis und nach stöhnbaren langetartigen Stacheln bewehrter Büffelpflanzen oder Neten entwarf.

Auf einmal machte er eine schnelle Bewegung, ergriff die Zügel und bradte das Pferd zum Stehen. Er bog sich etwas seitwärts nach rechts und betrachtete sehr aufmerksam den Boden. Er sah die Einbride, deren Schärfe der Wind freilich verweht hatte, bis aber immerhin deutlich genug die Spuren eines lebenden Wesens zeigten. Nach einer Weile ritt er langsam weiter. Die Einbride kehrten von Zeit zu Zeit wieder, und an einem erkannte er deutlich die Spuren eines kleinen menschlichen Fußes. Nachdem er das Felsengelt hatte, interessirte ihn das Weitere nicht mehr, und er setzte seinen langsamen behaglichen Mit ruhig fort.

Da erregte eine neue Erscheinung seine Aufmerksamkeit. Auf einem der gelben Sandhügel in der Ferne, der fast ganz kahl war, erblickte er einen brennend rothen Punkt. Was mochte das sein? — Es bewegte sich nicht. Es war keine Täufung. Es war wirklich etwas Röhles, Unerklärliches. Er ließ den rothen Punkt nicht aus den Augen, schloste seine Fohng zu und trabte nun in schnellerem Tempo darauf näher, und nun erkannte er es. Es war ein rother Föhrg, wahrscheinlich die Umhüllung eines Indianers oder einer Indianerin. Und jetzt stellte er fest, daß er sich nicht getäuscht hatte. Ueber dem Feuerroth sah er tiefes Schwarz; die Nadeln der Rothhaut,

Er hatte Indianer zu Hunderten und Tausenden erblickt, und an einem andern Tage, in einer andern Stimmung würde er den Kopf nicht gewandt haben, um noch einen mehr zu sehen. Aber er war eben besonders gut aufgelegt und machte sich einem Jahre zum ersten Male im wahren Sinne des Wortes einen Spazierritt. Ohne sich etwas Besondere dabei zu denken, lenkte er wohlgenüth das Pferd auf den Hügel und ließ das an's Klattern gewöhnte Thier die leichte Höhe nehmen.

Er war bis hart an die rothvermummte Gestalt herangeritten. Diese hatte sich nicht gerührt. Nun hielt er das Pferd an und stieg ab. Er machte wenige Schritte und blieb vor ihr stehen.

Es war ein wunderschönes Mädchen, die schönste Indianerin, die sein Auge je erblickt hatte. Sie saß oder hockte vielmehr auf dem heißen Sande. Auf die Knie, die sie der Brust genähert hatte, stützte sie die beiden Ellbogen und den Kopf auf die Hände. Sie mochte etwa

der seintigen und blickte freundlich zu dem Mädchen nieder. Sie fühlte auch sehr wohl, daß ihr der starke weiße Mann nicht übelwollte, und der Ausdruck des Jagdhaften und Anglistlichen wich dem der lächelnden Verwunderung. Beide schienen der Begegnung froh zu sein. Mit einem warmen Grusse ließ Georg endlich ihre Hand los und setzte sich neben sie in den Sand. Sie wandten den Kopf zu einander und betrachteten sich gegenseitig mit offenbarem Behagen.

Das war „Rauo“. Wie übergeben hier, wo es uns nur auf Schilderung der Scenerie und des Indianerlebens ankommt, die höchst anziehende Darstellung des sich zwischen Georg und Rauo entspinrenden Verhältnisses, welches Lindau's Erzählung einen so eigenen Reiz verleiht. In Begleitung Rauos trifft Georg auf eine provisorische Niederlage von amerikanischen und chinesischen Arbeitern, in welcher sich auch eine Schaar Hohawo-Indianer befindet. Die Indianer mißbillten den weißen Mann mit erster Neugier; sie umbrängten das Mädchen, und schienen



Mohave-Indianer auf dem Colorado. (Text siehe Seite 588.)

sechzehn Jahre alt sein. Das starke, dicke, schwarze Haar, das gleichmäßig geschnitten war, fiel langsträubig auf die runden Schultern und bedeckte die Stirn bis zu den Augenbrauen. Verwundert und scheu bildeten auf ihr die großen braunschwarzen Augen von wunderbarer, eher thierisch als menschlich zu nennender Schönheit, die von ganz ungewöhnlich langen und starken, leuchtenden schwarzen Wimpern umsäumt waren. Zwischen den halbgeschlossenen Lippen wurden zwei Reihen herrlicher, glänzendweißer Zähne sichtbar. Die ganze Gestalt war von zauberhaft harmonischem Ebenmache, Hände und Füße fein und die Knöchel von seltener Festheit; ihre Haut hatte eine ganz eigenthümliche Bronzegefärbung mit goldenen Reflexen. Das Mädchen war zum Glück durch die Geschmackslosigkeit der Wilden fast gar nicht entsetzt. Nur ein ganz schmaler hellblau tätowirter Strich, der senkrecht über Stirn, Nasenrücken und Kinn das Gesicht durchschneid und sich am Halse verlor, kündete die barbarische Inlitte ihrer Abstammung. Um die Hüften trug sie einen Schurz aus bunten geschnittenen Lederstreifen. Sonst hatte sie als Bekleidung nur noch ein großes Stück leuchtenden feuerrothen Kattuns mit weißem Muster, in das sie sich wie in einen Mantel gehüllt, und das sie am Halse verschlungen hatte. Der Oberkörper und die Beine waren nackt.

Einen Augenblick sah Georg das wunderschöne Kind voll Erstaunen und Bewunderung an. Es blickte noch immer scheu und unsicher zu ihm auf.

Mit dem Indianergrusse „Ha—o!“ hieß Georg das Mädchen willkommen und streckte ihr die Hand entgegen. Höflich und bedächtig schlug sie ein. Lange Zeit hielt er die dunkle, schlangenförmige Hand in

allerhand Fragen an sie zu richten. Sie gab lebhaft Antwort, und mußte günstige Auskunft gegeben haben, denn alle Indianer — es waren ihrer vielleicht fünfzig bis sechzig — zogen in ihrem Wesen eine große Zuversorfenheit, und einige pubelnaakte braune Kinder wurden von ihren Eltern zu dem weißen Manne abgeschickt, um ihn anzubetteln. Georg legte auch in jede der kleinen dunklen Taschen, die sich ihm entgegenstreckten, ein kleines Silberstück.

Die ganze Gesellschaft war so wenig wie möglich bekleidet. Die Männer trugen nur ein Tuch, das sie sich um die Hüfte geschnitten hatten, die Weiber entweder lange Schürzen aus buntem Kattun, die bis zu den Knöcheln hinaustraten, oder einen Schurz aus Lederstreifen geschnitten, der bis zum Knie reichte, so wie ihn Georg bei seiner Begegnung wahrgenommen hatte. Wenige hatten den Luxus eines Mantels. Die braunrothen Kinder waren ganz nackt.

Georg befand sich, wie er von einem im Lager befindlichen abenteuernden Photographen vernahm, an dem Punkte, der von den eigenthümlichen Felsenmadeln den Namen „The Needles“ führt und die Endstation der Southern Pacific sowie die Anfangsstation der Atlantic Pacific-Bahn bildete. Der Photograph erzählte ihm auch, daß Rauo die größte Schönheit und der Stolz ihres Stammes, die Tochter des früheren Hauptlings“ sei und von ihrer Schnellfüßigkeit, sowie Annuth in den Bewegungen den indianischen Namen der „Winkley“ erhalten habe.

Nachdem Georg wieder aufgestanden, um durch die weite Wüste weiter zu ziehen, ist ihm Rauo heimlich gefolgt und bleibt Tage lang bei ihm. Die Rindlichkeit ihres Wesens, ihre bemüthige Hingebung, die Sonderbarkeit der gegenseitigen Verständigung, welche in der primitivsten

Weise erfolgt, das Originelle des ganzen Verhältnisses läßt auf Georg einen unübersteiglichen Rauber und die Schilderung dieser Partie bildet einen der Glanzpunkte der Lindauschen Erzählung, die zu lesen wir jedem unserer Leser dringend empfehlen können.

Nur einige Stellen aus der Erzählung seien hier noch mitgetheilt. Georg hat Mayo aus seiner Herde ein gutes leichtfüßiges Pferd ausgesucht und mit Zaumzeug versehen. Als Mayo die Augen aufschlug, fand das Thier ausgespart vor ihr.

Mayo wurde durch diese Aufmerksamkeit in helles Entzücken versetzt, und sie jubelte wieder in ihrer kindlich rührenden Weise auf. Sie hatte sich schnell erhoben, hatte den Kopf des Jägers liebkosend an ihre schmerzgeplagte Gekrümte und mit der Handfläche zärtlich den Hals des Pferdes gefaßt. Sie hatte das Thier mit den Augen eines Freundes ausgemessen, die Rippen ergriffen und sich dann im Hügeln aufgeschlungen; und im laufenden Galopp war sie davon gejagt. Georg blieb wie gebannt stehen. Es war ein wunderbar malerischer Anblick. Auf dem guten Pferde das dunkelbraune Mädchen mit den flatternden schwarzen Haaren, hinter der wie ein Feuerstein der rothe Mantel herzag, dessen durchsichtiges Gewebe das Sonnenlicht durchdrang, und unter dem der Rücken von Noß und Reiterin tiefroth erglänzte. So hatte sich Georg Penthesilea gedacht, die Heldin seines Lieblingsdichters Klopke:

„... wie sie mit den Schenkeln
Des Noßes Leib inbrünstlich umarmt!
Wie sie, bis auf die Wädh' herabgebeugt,
Dinuo die Luft trinkt lebend, die sie hemmt.“

Sie flieg, wie von der Sonne abgeholt.“

Wit Wierersicht summte Mayo das gehorsame Thier, das der Herrschaft des Reiters lange Zeit erduldet, sich wieder mit Ergrüß der Führung geforsamt. Stolz und froh sprengte es, von Mayo sicher gelenkt, daher und hielt mit schwebenden Rittern und steifen Ohren, den Sand unruhig scharend, vor Georg. Mayo klopfte ihm wiederum wie zur Belohnung den glatten Hals und sah mit einem sehr komischen Ausdruck höhnischer Herausforderung, munteren Spottes und übermüthiger Verachtung auf Georg und dessen Brauen, den es mit gar nicht zu verwehender Öringfähigkeit, die Wädh'n senkt, belächelte. Georg verstand das auch sehr gut und gab ihrem feierten und summen Hohne die Worte zurück:

„Oho! meinst Du, daß Du mehr kannst als wir?“

Er setzte sich in den Sattel. Mayo wurde sogleich, daß es sich um ein Weibchen handelte, und mit fröhlicher Geberde nahm sie den Reiter auf. Sie brachten ihre Herde in gleiche Richtung und sahen sich wartend an. Auf einmal stieß Mayo einen bösen Schrei aus, und Helde sausten davon. Es war Georg um den schließlichen Ausgang zwar nicht bangte, — denn er kannte sehr gut die Reilungsfähigkeit seines Pferdes, — er kannte Mayo's Fähr, — aber er mühte doch viel mehr Anstrengungen machen, als er glaubte, um sich nicht beschämen zu lassen. Schließlich aber gönnte er doch Mayo die Freude des Sieges. Mayo war überglücklich. Sie liebkoste das Thier mit einer Vertraulichkeit wie ihresgleichen, drückte ihre Brust auf die Wädh'e und umschlang seine Hals; und der Fruchts nicht verständlich.

Mayo hätte das Spiel am liebsten gleich von Neuem beginnen mögen; aber Georg machte ihr klar, daß er doch noch andere Geschäfte zu erledigen habe, und sie schien das auch ganz einleuchtend zu finden.

Sie waren weiter gezogen und auf eine andere Abtheilung des Lagers gezogen. Dort bereite Georg die erste gemeinsame Mahlzeit. Mayo sah den Vorbereitungen mit großer Aufmerksamkeit zu und war auf das Resultat sichtlich gespannt. Als sie Georg mit bestem Appetit essen sah, griff auch sie zu, und zwar ohne der umständlichen Vermittelung durch Messer und Wäbel zu bedürfen, mit ihren kleinen braunen Händen, Georg schüttelte zwar den Kopf mit der Miene einer Ueberrassenen, als ob er sagen wollte: „Wabemolle, das schickt sich nicht“ — aber Mayo lümmelte sich nicht weiter darum. Sie verzog insofern den Mund, als sie die das Fleisch zu sich genommen hatte, machte eine Geberde des Überwillens und ward das, was sie noch in der Hand hatte, vor sich in den Sand. Georg beachtete sie und redete ihr gut zu; sie wollte indessen nichts davon wissen.

Am nächsten Morgen war in dem Lager wieder eine „Stoer“, und Georg fand da, was seiner Gefährtin mündete: Meäquite-Beeren, Wädjern-melonen, trockne Alcautis und dergleichen; und er kaufte davon einen genügenden Vorrath, um auf einige Tage Mayo unter den ihr genehmen Bedingungen erlösen zu können. Außerdem erlangte er auch von dem Krämer einige Ellen grellfarbiger Kattuns, von dem er wußte, daß er nach dem Geschmack seiner Gefährtin sich werde.

Die Art und Weise, wie Mayo die große Wädjern-melone zerschnitt und den Saft, der ihr an den Mundwinkel herunterlief, einsog, war ihm nicht gerade angenehm. Ein bißchen weniger wild wäre ihm lieber gewesen. Sie zeigte beim Essen in ihren Bewegungen, in ihren Klauen auf einmal etwas willkürlich Ansehnliches, das in einem schneidenden Widerspruch zu der natürlichen Anmuth ihres süßigen Wesens stand, und das den vorzüglichsten Culturmenschen abfiel.

Der Verkehr zwischen den Beiden veränderte sich sehr wenig während der nächsten Zeit. Die Seltzaamkeit des Abenteurers und das Ungewisse, mit dem es umgeben war, gewährten Georg eine unaußgesetzte Abwechslung. Es war gekommen, er wußte nicht wie, und es sollte enden, er wußte nicht wann.

Nach einiger Zeit nimmt denn auch das originale Verhältniß ein jähes Ende, heimlich, wie sie gekommen, schießt Mayo zu ihrem Stamm zurück — auf Zimmerwiedersehen. Georg wußte sich fagen, daß es um besten sei, denn sobald er sich wieder den cultivirten Gegenden näherte, wurde ihm klar, daß er mit der unbilligen Indianerin nichts würde anzufangen wüßten.

Er füllte sich auch von einem schweren Druck erleichtert. Aber alle Erzeugnisse seiner Vernunft vermochten nicht, die wehmüthig milde Trauer, die ihn ganz erfüllte, zu verdrängen. Gefahrt und in sich gekehrt, erfüllte er seine Pflichten, und nun, da er wieder allein war, empfand er erit, was ihm die braune Gesonin gewesen war. Einmal über das andere sagte er still vor sich hin: „Arme Mayo!“ Aber sie war und blieb verschwunden.

In dem Jahre 1866, von 100 aus die Südliche Pacificbahn direct nach San Francisco führt, brachte Georg mit dem Agenten, den er in Bristol getroffen hatte, das Vergeßschäft zum Abschluß. Er löschte die Treiber ab und hatte allen Grund, mit dem Handel vollaus zufrieden zu sein. Mit dem nächsten Zuge in aller Frühe wollte er zur Hauptstadt Californiens hinauffahren.

Hiermit schließen wir unsere Vuzüge aus „Mayo“ von Paul Lindau, die uns getrauten, den Lesern einen hochinteressanten Einblick in das Leben und Wesen der Wobabe-Indianer zu verschaffen.

Schlesische Chronik.

Breslau. Am 3. August d. J. findet hier der Congreß deutscher Anthropologen statt. In Folge einer von den Herren Ober-Würgermeister Friedensburg, Sanitätsrath Dr. Grempler und Director Dr. Luchs ergangenen Einladung traten angesehenen Persönlichkeiten zu einem Comité zusammen, welches die für den Congreß erforderlichen Vorbereitungen treffen wird.

Durch Verfügung des Ministers des Innern ist dem Directorium des hiesigen zoologischen Gartens die Uebernahme zur Verwaltung einer Lotterie zum Besten des Gartens und zum Betrieb der Zoos derselben im ganzen preussischen Staat ertheilt worden. Die 5000 Gewinne, im Werthe von 30,000, 20,000, 10,000, 5000, 3000, 2000, 1000 u. s. H. bis herab zu 15 M. werden aus Gegenständen der Kunst, des Kunstgewerbes und der Zubehöre aus und einer beschränkten Anzahl von sehr seltenen Thieren (solcher Arten beisehen, welche von Privatleuten zum Vergnügen gehalten werden, z. B. sprechenden und anderen Papageien, ausländischen Sing- und Schnurvögeln, Scharlachs-Papageen und dergleichen. Preis des Looses 3 M. 15 Pf., Ziehung um 8. bis 11. October.

Leitfaden Wälderzug in Breslau. Wie schon von uns gemeldet, findet in Breslau in den Tagen vom 23. bis 25. Juni die Versammlung deutscher Wälder- und Wäldner-Interessenten und die ordentliche Generalversammlung des Verbandes deutscher Wälder statt. Die Tagesordnung ist folgende:

Sonntag, den 22. Juni, Vormittags 10 Uhr, Sitzung des Verbands-Ausschusses in Viehischs Etablissement. Abends von 6 Uhr an Begrüßung der Gäste und gefellige Zusammenkunft auf dem Frieberg. Montag, den 23. Juni, Vormittags 9 Uhr, General-Versammlung in Viehischs Etablissement. 1. Eröffnung der Versammlung. 2. Bericht über die Thätigkeit und die Bistimmtheit des Verbandes seit der letzten General-Versammlung; Hof. J. von den Wäldner-Bezirken, Vorsitzender des Verbandes. 3. Ueber „Wo aus der Stadt drückt“: W. Nitz-Barwalde. 4. Ueber die Wäldner-Vorlage, betr. die Unfall-Versicherung; Hof. J. von den Wäldner-Bezirken. 5. Ueber die Wäldner-Kraft und Turbinen: a. Darstellung der Wasserkraft in Bezug auf den Ausbruch Herdströme; b. die Entwicklung der Turbinen bis auf die heutige Zeit; c. Darstellung der verschiedenen Systeme, insbesondere der Veltons- und Reactions-Turbinen: J. Penn, Gießingener und Wäldner-Meister, Steinf. Dienstag, den 24. Juni, Vormittags 9 Uhr, General-Versammlung in Viehischs Etablissement. 1. Interne Verbandes-Angelegenheiten. Ber. für Ernst und die Jahresrechnungen: G. Woltersdorf-Kranich, Vorsitzender des Ausschusses. b. Wahl des Ortes der nächsten General-Versammlung. 2. Ueber die Resultate des Feuerversicherungs-Verbandes: General-Director R. Thimmar-Waldenburg. 3. Ueber den Zoll auf Getreide, Wehl und Futterstoffe: Josef Stern-Königsbastei. 4. Ueber rationale Steinbauten: C. H. Hoffmann, Kreisbaumeister a. D., Berlin. 5. Offene Fragen. — In den Garten-Localitäten des Versammlungs-Etablissements werden vielfache Neuerungen auf dem technischen Gebiete der Wäldner zur Ausstellung gelangen.

Aus dem Festprogramm ist noch herorzufehen: Am 23. Juni Nachmittags 6 Uhr Festsitz im Saale von Viehischs Etablissement, Gartenstraße 13. Abends Gartenfest dafelbst. Am 24. Juni, Nachmittags 6 Uhr Fahrt per Dampf nach dem zoologischen Garten und nach Wilhelmshagen, dafelbst Concert und Wasserwerkwerk. Am 25. Juni Morgens 9 Uhr Fahrt per Eisenbahn nach Freiburg und Hirschstein.

Münsterberg. Am 12. Mai verstarb hier nach längeren schweren Leiden der Director des königl. evangelischen Schullehrerseminars und der Präparandenanstalt, Heinrich Paul. Das Beerdigungscomité ruft ihm nach: „Die Anstalt verliert in dem Dahingeschiedenen den tüchtigen Leiter, und wir beklagen den Verlust eines liebedürftigen Vorgesetzten, der uns bei seiner reichen Erfahrung ein freundlicher Führer war.“ Die Seminaristen: „Wir verlieren in ihm einen tüchtigen Berater und treuen Leiter. Sein Andenken wird uns stets unvergänglich bleiben.“ Die Präparanden beklagen den Verlust dessen, „der mit besonderer Fleiß und Treue für uns geforgt hat. Unsere Herzen werden ihm stets christlichaufrichtig ein trübes Andenken bewahren.“

Wentzen. Am 21., 22., 23. und 24. Juni d. J. wird das Fest des XII. Feuerfesttages der Provinzen Schlesien und Posen und des VIII. Feuerfesttages des Oberösterreichischen Unter-Verbandes in unserer Stadt abgehalten werden. Es ist zu erwarten, daß aus diesem Anlasse eine große Hof- von Festlichkeiten aus den Provinzen Schlesien und Posen, sowie aus den benachbarten Bezirken des benachbarten Oesterreich und Rußland sich in unseren Mauern versammeln werden.

Uns Heimath und Fremde.

Via mala in Graubünden. (Mit Illustration.) Unseren neulichen Reiseblatte aus dem Canton Graubünden (in Nr. 27 d. Bl.) fügen wir heute ein zweites hinzu: eine Miniatur-Abbildung der via mala in der Felschlucht, durch welche die Straße zu den Ueberhängen des Splügen und St. Bernhard führt. Den überragenden Namen „Höher Weg“ trägt dieser Tractus jetzt zu Unrecht, er stammt noch aus jener früheren Zeit, in der der Felsenpfad noch nicht mit riesigen Anstrengungen zu bequemere Passagen eingerichtet war.

Die alte Bedeutung der via mala erhellt daraus, daß in allen früheren Jahrhunderten bis zum 16. alle Hüge aus Deutschland nach Italien, z. B. der Kaiser, der Kaiserliche, der Bischöfe u. durch diese schauerliche Schlucht passiren mußten.

Der Hof war im tiefen Gange durch Lavinen- und Felsstürze u. f. w., an den felsen Wänden anwor die ihre Gefahr des Hinschlingens der Passirenden zu unsicher, daß man ihn mit Recht den Namen des „höher“ zulegte. Er war zeitweilig überhaupt nicht zu passiren.

Im Jahre 1470 wurden die ersten Anlagen der noch jetzt benutzten, aber seit Anlegung von Eisenbahnen aus ziemlich überflüssig gewordenen Straße gemacht. Von den alten Steinbrüchen, welche sich noch über schredlichen Abhängen wölben, wurden alle 1788—39, die dritte 1834 erbaut. Die 93 Meter lange, durch Felsen getriebene tunnelartige Galerie des „verlorenen Lodes“ ist 1812 angelegt.

Die Straße steigt unmittelbar hinter dem Dorfe Thusis in die hohen Felsenfalten aus dem Thale empor. Zu beiden Seiten derselben schirmen sich an 300 Meter hoch schwarzgraue Seifenwände in sonderbaren Gestaltungen. Tief unten schäumt der junge Rhein über Felsenstimmer. Enger und grauwüchsig die Felspalste. Die erste Brücke liegt, ein halbes Stündchen hinter Thusis, 56 Meter über dem brausenden Wasser, die zweite, fünf Minuten weiter, schon 171 Meter hoch; und doch schließen am 27. August 1834 die Wagen nach einem furchtbaren Geklingsweiser bis zu den Weidenbögen hinauf. Die dritte Brücke liegt 1 1/2 Stunde von Thusis und bildet den Höhepunkt der via mala.

Militärisches.

Zum Schutze der Baumamente. Ingenieur Richard Krüger in Buzhade führt als Schutzmittel aus: Gegen die aus dem Erdreich in die Fundamentmauern eindringende und oft 1 1/2 Meter hoch über das Erdreich aufliegende Feuchtigkeit müssen aus Baumaterialien natürlich ebenfalls möglichst sorgfältig geschützte werden. Dieser Schutz kann man dadurch erreichen, daß man: 1. zu den Grundmauern unter der Erde weiterreichende, dauerhafte Gesteine (Bruchstücke aus Granit, Sandstein u. f. w., Klinker) verwendet und alle eiskaltigen Gesteine (z. B. Kalksteine) davon ausschließt; 2. die Fundamentmauern mit Holzkrautern aufrüstet oder vor dieselben eine Futtermauer setzt, so daß ein Hohl- und Luftraum (sog. Isolirraum) entsteht, in welchem die Erdfeuchtigkeit verdunsten kann; 3. die Fundamente isolirt, indem man in geringer Höhe über dem Erdboden die Mauern mit Asphaltpappe abdeckt oder mit einem Ueberzug von hellem Theer oder Asphalt versehen; 4. die fenestren, nach außen (oder auch nach innen) liegenden Flächen der Grundmauern durch Asphalt- oder Theeranstrich, durch Asphaltpappe, Wasserlauge, Cement u. f. w. unporös macht. Werden zur Isolirung von Verticallflächen Asphaltplatten verwendet, was sehr empfehlenswerth ist, so müssen dieselben dadurch vor Beschädigungen geschützt werden, daß man eine 1/2 Stund starke Mauer oder einen Holzbelag vorsetzt, je nachdem die Asphaltplatten außen oder innen aufgebracht werden sind. Damit der Kellerfußboden gegen Erdfeuchtigkeit geschützt werde, muß auch er eine von den vorher besprochenen und wirksamen Isolirungen erhalten. Man gelangt so unter der Erde zu einem continuirlichen und vollständigen Isolirung, welche Mauern und Fußböden gegen Feuchtigkeit schützt. Nur falls auffiehende Grundwasser zu besichtigen ist, sind noch besondere Schutzmaßregeln notwendig. Es empfiehlt sich dann, den Fußböden aus einer starken Betonung (1 Theil Cement, 2 1/2 Theile Sand, 4 1/2 Theile Steinhschl) herzustellen, oder ihn als verfestig gewölbtes Klinkerplaster in gutem

Gemeinstreit zu construiren, oder die Steinflächen oder Bohlen aus einer 30 bis 50 Centimeter hohe, festgekammte Thonmörtel zu legen, oder für eine kräftige Drainage unter dem Fußboden zu sorgen. Werden die ersten Mittel sehr sorgfältig ausgeführt, so ist der Schutz gegen Risse ein wirksamer, und genügt dieselben auch um das Ungeheuer fern zu halten. Aber die geringste Unbilligkeit, der kleinste Wind im Beton, im Maffter, im Thone würden genügen, um das Grundwasser in den Keller zu leiten. Deshalb ist eine ausgeübte Drainage, bei welcher die Drainröhren auch vor die Grundmauern gelegt werden, mehr zu empfehlen.

Alle Leute betreffend.

Ober-Glogau. Die Wittfrau Susanna Weigel, geb. Langner, welche bei ihren Entstellern, den Töchtern August Schölschen Eheleuten wohnt, ist im Jahre 1791 geboren und feiert schon am 11. August d. J. ihren 93. Geburtstag. Derselbe geht regelmäßig zweimal täglich in die Kirche und liebt in ihrem Gebetbuch ohne Brille; sie ist sehr leutselig, ihrem Alter entsprechend noch rüstig und pleist ihres noch größeren Spargelvermögens zu unternehmen. Leider befindet sie sich in dürftiger Lage und befehlt ihre Nahrung größtentheils aus trockenem Brot und Kaffee, dem sie sehr zugehen ist. Auf Wunsch mildthätiger Herzen wird die Expedition des „Oberösterreichischen Anzeigers“ für dieselbe eingehende Beiträge weiter befördern.

Schlesischer Gefährtskalendar.

- Den 7. Juni 1428. Die Breslauer und Schweidnitzer verjagen die Nuffiten aus dem Schlosse Jodten.
- 1481. Vertrag zu Glogau, vermöge dessen der Herzog von Glogau Schwabebus und Züllichau nebst Gressen an Brandenburg abtritt.
- 1530. Einweihung der Jacobskirche zu Breslau, zu Ehren Sancti Vincentii.
- 1736. Langanhaltender Regen, nach 73 Tagen bliesie erst die Sonne wieder über, betraue der dritte Theil von Schlesien war überfluthet, darauf erfolgte Thuerung mit Hungersnoth.
- 1804. Großer Brand zu Weuthen in Ober-Schlesien.
- Den 8. Juni 1527. Die Bergstadt Silberberg neu erbaut.
- 1637. Großer Brand am 1.
- Den 9. Juni 1358. Die erste Leinwandweberei, Walle und Wangel zu Bohn-Weisth im Kr. Schweidnitz von Beside Bernhard (Peter Bernb) erbaut.
- 1759. Feuersbrunst zu Breslau, herabst beide Thürme der Domkirche ihrer schönen Kuppeln.
- Den 10. Juni 1318. Papsi Johann XXII. ertheilt dem Stifte Grüssau die Confirmationssbulle und Herzog Bolto überreicht dieselbe dem Bisthümer aus Beirathau.
- 1615. Großer Brand zu Liegnitz.
- 1645. Das Rathhaus zu Haynau nebst Thurm und Glockenuhr brennt ab.
- 1811. Stiftung des ersten Waisenhauses für Landkinder in Schlessen zu Büste-Waltersdorf, Kr. Schweidnitz.
- Den 11. Juni 1704. Großer Feuersbrunst zu Löwenberg, 72 Häuser.
- 1747. Schmiedeburg wird von Friedrich IV. für eine freie Bergstadt erklärt.
- 1813. Grünberg wird von französischen Truppen besetzt.
- Den 13. Juni 1509. Hans v. Haugwitz tritt Konrad von Hochberg, Ritter und Herrn der Herrschaft Giesdorf, die Herrschaft nebst Schlos Järrenstein ab.
- 1612. Der schwarge Christof von Keisewitz zu Ugenau wird zu Liegnitz wegen verübten Straßenraubs hingerichtet.
- 1634. Der Kaiser General Gualtero läßt dieburg plündern.
- Den 14. Juni 1446. Leonard Wilsenheimer, oberster Feldhauptmann der Breslauer, wird als Erbtöde des Landfriedens auf Befehl des Breslauer Rathes zu Neumarkt entsapfent.
- 1529. Die Stadt Keisse fast gänzlich nebst dem Schlosse abgebrannt.
- 1637. Großer Brand zu Wartenberg, die ganze Stadt brennt ab bis auf die Pfarrkirche und Pfarrwohnung.
- 1642. Ohlau wird von dem Wrangel'schen Freicorps geplündert.
- 1773. Brand zu Wuzig.

Allerlei Weiteres.

Wenande. Im passier „Salon“ war dies Jahr ein Bild ausgefallen, welches auf den daß der Franzosen gegen die Deutschen wirken sollte. Es stellt zwei preussische Gendarmen vor, die in das schnittreue Rota rennen, um einen Kottiranger Deserteur zu suchen, der von seinem Kollaudenten hinter eine Kornmaide verborgen ward. Die unter dem Blide stehenden Verse sind auffordernd, als das Bild selbst. Eine ziemlich bedeutende Menschenmenge stand stets vor demselben. Ein Franzose meinte: „Ce qui me deplait c'est qu'on voit les gendarmes pressions.“ („Es mißfällt mir, daß man die preussischen Gendarmen sieht.“) Ein Deutscher erwiderte: „Ils auron atirapò do suite lo desorteur et alors ils disparaitront.“ („Sie werden den Deserteur gleich erwischt haben und dann sofort verschwinden.“) Da laßten gleich die französischen Beschaue.

Correspondenz und Fragenbeantwortung.

Bevollmächt. Waren Sie gestern auch bei dem Souper des Commerzienraths B. ... ? — „Amoh!“ — „Was's hübsch!“ — „Schri!“ — „Die Tullaten der Damen?“ — „Darüber habe ich lieber kein Urtheil, ich habe nicht unter den Tisch blicken können; über dem Tisch war wenig davon zu sehen.“

Ein Wundermann. Im „Berliner Tageblatt“ prangte neulich folgendes Inter: „Katholische Formensüße, Schönheit der Büste, wie allgemeine Wackerheit stellt Brieflich, schnell und sicher der J. Peveler-Maubach, Anstalts-Director, Josef-Binnlingen (Schweiz). Näheres gratis und franco. Briefe hierher 20 Fig.“

Verrathen. Dankt zu kein Mädchen: „Was macht Papa?“ — „Was hat den Schnupfen; er hat sich wahrscheinlich an Mama erkältet.“ — „Was, an Mama?“ — „Aun ja, Cousin Theodor sagte ja neulich Morgens zu Mama, als Papa auf dem Bureau war, sie sei fast wie Marmor.“

Schulleiagen in W.-Stadt. Durch Entlass der öffentlichen Schulleiagen vom 30. März d. J. ist bestimmt worden, daß im Bereich der Kreisverordnungsbehörden bei Schulstellen auch den Schulleiagen der Unterlehrerstellen für Zuschüsse und Stände gewährt werden. Ferner sollen die Kreisverordnungsbehörden nicht allein den Schulleiagen öffentliche Unterrichtsstellen, sondern auch denen der Privatstellen beizugeben, welche von der Kreisverordnungsbehörde bestätigt und beauftragt sind. Aufstellungen sind nur einerseits die Schulstellen (auch Fortbildungsschulen), soweit sie nicht ausdrücklich beauftragt der Kreisverordnungsbehörde den öffentlichen Schulen beigegeben sind, wie die Beschäftigten an öffentlichen Fortbildungsschulen, welche nur der Kreisverordnungsbehörde, ohne jedoch Unterrichtsstellen zu sein (Schulmittelpunkte etc.).

Dr. G. in G.-Stadt. Wie bitten um Abgabe der beifolgenden Nummer, da wir mit dieser Nummer nicht einverstanden können. Frau W. in W. Wenden Sie sich sofort an einen Arzt. Wie wollen Ihnen einen Rat zur Vermeidung mittheilen. Eine Bitterwurzel in 8. Mit dem Reich in dem Fall, was ich fragte, ob ich diesen (sogar längere Zeit, Sie hatte das für zur Vermeidung Übergabe Ring über gelöst. Da stellen sich auf einmal bei dem Kinde ein Wunde, der Bunde und dem Wunden (sich) ein, welche den Tod zur Folge hatten.

Räthsel.

Jan von
Ipon den Mär bor
nen der von Carl Weinb.

I. Räffelsprung

Table with 15 columns and 15 rows of letters forming a grid for a word search puzzle. The grid contains various letters and some words are highlighted in bold.

2 Palindrom von Gustav Haller.

Dir, o Hüngling,
Der Du ißest
Weinem Wort im Schooß,
Dir erstickt es herrlich,
Dir erstickt es groß! —
Doch dem Geheil,
Der die Reife
Am dem Stobe
Bis zum Grabe
Wald gemacht hat,
Ob vom Sternkreife
Ihm auch mancher Stern gelacht hat, —
Er iß's, der gar oft gebacht hat:
„Eitel nichts, was es gebrocht hat!
Kann! ich hier von dem zum Anders
Hindwärts wandern!
Wider so! — was iß's gewesen?“ —
Weis, du mußt es rückwärts lesen!

3. Silberräthsel.

Wohl dem, dem die erste Silbe so die zweite ist, daß er darüber das Ganze vermag.

Auflösung der Räthsel in Nr. 36.

1. Blutarum — blutarum. 2. Das Auge ist der Spiegel, aus dem die Seele spricht; daß aus jedem Auge eine Seele nicht spricht (s. W. dem Hühnerauge). 3. Hamlet. 4. Die Heye (h ex o).

Inhalt:

Schachmat. Roman von Oswald August Rödig. — Joseph Sahn. (Mit Portrait). — Die Orientale des Prinzen Friedrich Karl. (Mit Illustration). — Schiller'sche Chronik. — Aus Heimath und Fremde: Via mala in Brundisium. — Hülfsräthsel. — Neue Seite literarisch. — Schiller'sche Gedichtsammlung. — Hülfsräthsel. — Correspondenz und Fragenbeantwortung.